

mit der FARC,⁷⁰ waren jedoch so ‚erfolgreich‘ mit der Ermordung, Vertreibung und dem Verschwindenlassen der Bevölkerung, dass sie die urbanen Zentren, inklusive der öffentlichen Administrationen, und die Bananenzzone, inklusive deren Industrie und Gewerkschaften, kontrollierten sowie in den ländlichen Zonen der FARC die Kontrolle streitig machten (Vgl. Aramburo Siegert 2009, 112; CINEP 1995, 32; Ortiz Sarmiento 2007, 163–65).

Vom ersten Auftauchen paramilitärischer Gruppen Ende der 1980er Jahre bis zu ihrer partiellen Demobilisierung 2006 wurden im Urabá Verbrechen an der Bevölkerung begangen, die auf Grund ihrer Dramatik als Sinnbilder der terroristischen Gewalt aller bewaffneten Gruppen in das kollektive Gedächtnis der kolumbianischen Bevölkerung eingegangen sind. Zentrale Motive des kollektiven kolumbianischen Gewaltgedächtnisses, wie die mit Köpfen fußballspielenden Paramilitärs oder die Kirchen bombardierenden Guerillas, sind Verbrechen entlehnt, die im Urabá geschehen sind. Hierzu zählt der Mord an Marino López am 24. Februar 1997, der während der gemeinsam von der 17. Brigade und dem ‚Bloque Bananero‘ durchgeführten Militäroperation ‚Génesis‘ mit einer Machete geköpft wurde und mit dessen Kopf die beteiligten Truppen vor den Augen der versammelten Bewohner_innen des Dorfes Cacarica Fußball spielten (Vgl. Ortiz Sarmiento 2007, 160–61; Semana 2008c). Hierzu zählt auch das Massaker von Bojayá am 2. Mai 2002: Nachdem die Kontrolle über den Ort zwischen 1997 und 2002 viermal zwischen FARC und Paramilitärs gewechselt hatte, schoss die FARC bei dem Versuch, das Dorf wieder zu erobern, mehrere Gaszylinder auf Stellungen der Paramilitärs, wobei sie mit einem Geschoss die Kirche traf, in der mehrere hundert Bewohner_innen Schutz gesucht hatten und von denen etwa 120 getötet wurden (Vgl. Ortiz Sarmiento 2007, 165; Semana 2014).

Mit den hier rekonstruierten 500 Jahren Geschichte der Region Urabá ist der historische und regionale Kontext umrissen, in dem sich ab den 1950er und 1960er Jahren das Dorf San José de Apartadó entwickeln sollte, dessen Lokalgeschichte Gegenstand des folgenden Abschnittes ist.

2.3. Die Vorläufer: Besiedlung, Entwicklung und Konflikt in San José de Apartadó

In dieser Zone Urabás haben die Spanier zum ersten Mal lateinamerikanisches Festland betreten. Hier wurden die Praktiken der Unterdrückung und Kolonisation entwickelt, die die Paramilitärs heute perfektionieren.

(J.E., 08.08.2015, San José de Apartadó)

Die Geschichte der Gründung und Entwicklung des Dorfes San José de Apartadó beinhaltet einige der für den Urabá im vorangegangenen Abschnitt herausgearbeiteten charakteristischen Aspekte. Ich werde mich in der folgenden Darstellung auf die unterschiedlichen Formen der bäuerlichen Organisation und ihre Entwicklungen sowie

70 Bis 1995 kam es, laut Beltran, zu nur einem einzigen Gefecht zwischen der FARC und der ACCU (Vgl. Beltran 1996, 102–3).

auf die Präsenz und das Agieren staatlicher und quasi-staatlicher Akteure in dem Gebiet um San José herum konzentrieren. Die häufig unterstellte Abwesenheit staatlicher Institutionen verdeckt die gegenseitigen und notwendigen Beziehungen zwischen den Bewohner_innen der Region und den staatlichen Institutionen, die Voraussetzung für die Entwicklung dieses Dorfes gewesen sind. Meines Erachtens ist es, für ein Verständnis von San José de Apartadó, gerade wichtig zu erkennen, welche staatlichen Einrichtungen die Bewohner_innen nutzten, welche staatlichen Verpflichtungen sie einforderten und welche eigene Ideen von ‚Staat‘ und Staatlichkeit sich darin ausdrückten.

Wie bereits in der Einleitung und am Anfang dieses Kapitels dargestellt, habe ich die folgende Lokalgeschichte aus den Erzählungen und Anekdoten der Bewohner_innen von San José de Apartadó entwickelt, die mir aus ihrem Leben berichteten. Ich werde aus diesen Interviews intensiv und lang zitieren, weil es mir nicht nur darum geht, eine lokale Chronologie der historischen Ereignisse zu entwerfen, sondern auch die lokale Perspektive, also die Art und Weise, wiederzugeben, wie diese Ereignisse von den Dorfbewohner_innen erinnert, erzählt und (re-)konstruiert werden. Damit unterscheidet sich der Schreibstil des Textes von dem vorangegangenen Abschnitt. Denn auch, wenn ich als Anthropologe am Ende die Interviewauszüge ausgesucht und strukturiert habe, unternehme ich mit dieser Darstellungsform den Versuch, als Autor etwas in den Hintergrund zu treten und gewissermaßen einer ‚polyphonen Poetik‘ historischer und sozio-kultureller Beschreibungen Raum zu geben (Vgl. Clifford 2010). Ähnlich der Struktur des vorangegangenen Kapitels 2.2 ist auch dieses Kapitel in zwei Abschnitte unterteilt, wobei im ersten die Vorgeschichte San José de Apartadós, seine Besiedlung in den 1960er Jahren und seine Entwicklung bis Mitte der 1990er Jahre thematisiert wird, während im zweiten die Konfliktodynamiken, insbesondere die Zuspitzung der Gewalt in den Jahren 1994 bis 1997, betrachtet werden, die zur Entstehung der Friedensgemeinde geführt haben.

Kleinbäuerliche Entwicklungsambitionen in der Serranía de Abibe

Für die Rekonstruktion der ersten drei Jahrzehnte der Lokalgeschichte stütze ich mich insbesondere auf die Aussagen von den beiden Bewohner_innen M.B. und J.E., obwohl auch andere Bewohner_innen zu Wort kommen werden. Die Bäuerin M.B. ist eine Frau im Alter um die 65 Jahre, deren offene Herzlichkeit und ansteckendes Lachen nicht nur mich, sondern die meisten Besucher_innen sofort einnehmen. Ihr ergrauter Schopf, den sie zu zwei langen Zöpfen geflochten trägt, unterstreicht die Würde ihrer Worte während sie aus ihrem Leben erzählt. Ihre Familiengeschichte ist vom Konflikt gezeichnet: Einer ihrer Brüder und einer ihrer Söhne wurden von Paramilitärs verschwunden gelassen, zwei weitere Söhne von der Guerilla ermordet und ihre einzige Tochter im Alter von 15 Jahren vom Militär in einem Massaker umgebracht. Vor der Gründung der Friedensgemeinde war sie Mitglied der Kommunistischen Partei und in der Basisarbeit verschiedener Organisationen und Gremien der Stadt Apartadó aktiv, wie bspw. der *Junta de Acción Comunal* des Viertels Policarpa Salavarrieta, der Frauenbewegung der Kommunistischen Partei und einer Vereinigung alleinerziehender Bäuer_innen. Während der Zeit in der Friedensgemeinde war sie Mitglied des Internen Rates und einer Gruppe zur Organisation der Bildung. Heute widmet sie sich hauptsächlich den Pflanzen

in ihrem Garten und dem Kunsthandwerk, in dem sie viele Erfahrungen der Friedensgemeinde verarbeitet. Der Bauer J.E. wiederum ist ein dünner und energischer Mann im Alter von Mitte 50, der unter dem breiten Schnauzer seines sonnengegerbten Gesichts meistens ein verschmitztes Lächeln trägt. Er besitzt das irritierende Talent auch ungeheure Ereignisse und Aussagen in ruhige, fast monotone Sätze zu verpacken, die er mit einer beeindruckenden Offenheit und Klarheit formuliert. Er war mehrere Jahre der gesetzliche Repräsentant und damit einer der wichtigsten formalen Führer der Friedensgemeinde. In den letzten Jahren wurde er der Führungsarbeit müde, beschloss sich für den Internen Rat nicht erneut wählen zu lassen und widmet sich nun wieder ganz der Landwirtschaft und dem Domino, das er abends mit seinen Nachbar_innen, alle Züge lautstark kommentierend, spielt. Beide sind so etwas wie die Hüter_innen der Lokalgeschichte, da sie sehr gerne über diese sprechen. Dadurch bestimmen und formen sie zu einem hohen Grad den gegenwärtigen Diskurs über die Geschichte San José de Apartadós und repräsentieren gleichzeitig die lokale Perspektive der Bewohner_innen auf diese Geschichte.

Die Besiedlung des Gebietes San José de Apartadós erfolgte, laut ihrer Aussagen, in den 1960er Jahren durch Familien, die überwiegend aus Landkreisen im Inland Antioquias kamen, wie bspw. Dabeiba, Peque, Urama oder auch Santa Fe de Antioquia, wie im Falle der Bäuerin M.B.:

Ich bin in einem Dorf in der Nähe von Santa Fe de Antioquia geboren, in einem Weiler namens San Antonio, ein sehr ruhiger Ort. Wir kamen 1967 in den Urabá, um zu neuen Horizonten aufzubrechen. Wir waren eine sehr arme Familie, drei Geschwister. Mein Vater war Schlosser, er machte Hacken, um Mais zu säen und Erde auszuheben, aber er arbeitete auch selbst auf dem Land. Als ich klein war, die Armut – ich weiß nicht, wie ich sie nennen soll, ob es extreme Armut war? Heutzutage sagt man, man sei arm und hat drei oder vier Garnituren von Kleidung zum Wechseln. Damals hatten wir nie mehr als zwei, eine am Körper und die andere trocknete an der Leine. Mit sieben, acht Jahren begann ich zu arbeiten. Als Tagelöhnerin ging ich Kaffee ernten mit einem kleinen Kanister an der Hüfte. Ich verdiente nur fünf Centavo. Aber fünf Centavos waren fünf Centavos, mit denen konnte ich meiner Mutter helfen. Jedenfalls, bevor wir uns entschieden hatten zu gehen, hieß es überall 'in den Pfaden der Colonos liegt das Leben'. Mein Vater bekam Lust herzukommen. Er sagte, ich werde 'die Pfade' ausprobieren, um zu sehen, ob es stimmt. Er ging vor und sagte: 'Ja wir folgen den Pfaden der Colonos.' Es war sehr schwer für mich von dort weg zu gehen, wir hatten den Ort schließlich noch nie verlassen. Ich weinte, weinte an dem Tag, als wir gingen, als wir unsere Sachen packten. Stell dir vor, die Reise kostete 12 Pesos, der Transport für die ganze Familie, 12 Pesos. Als wir ankamen, blieben wir zuerst bei einer Tante in Currulao. Und von der Tante kamen wir hier rüber auf diese Seite. In der Nähe der Indigenen bekamen wir ein Stück Land und fingen an, es zu bearbeiten. Um ehrlich zu sein, in den ersten Tagen fühlte ich mich sehr schlecht. Ich dachte, hier werde ich mich nie einleben können. Es war viel zu heiß und kurz nachdem wir angekommen waren, bekam ich Malaria. Nun gut, am Ende gewöhnte ich mich daran. (M.B., 12.04.2008, San José de Apartadó)

Die Gründe, die M.B. und gleich auch J.E. für ihre Zuwanderung in die Zone angeben, sind denen, die für die Zuwander_innen der 1960er Jahre in der Literatur über den Ur-

abá genannt werden, sehr ähnlich (Vgl. bspw. Beltran 1996, 33–39; Botero Herrera 1990, 13–40; García 1996, 23–36; Steiner 2000, 1–32). Die Menschen, die in diesen Jahren nach San José de Apartadó kamen, waren überwiegend verarmte Landlose, die dem Versprechen Urabás nach einer besseren Zukunft folgten und in den Pfaden der ‚Colonos‘ neue Möglichkeiten für ein ökonomisches Auskommen suchten. Einige waren auch liberale Flüchtlinge, die seit der Zeit der ‚Violencia‘ (1948–54) von zunächst konservativen und später paramilitärischen Gruppen aus anderen Landesteilen vertrieben worden waren. Interessanterweise erwähnt M.B. beiläufig, dass bei ihrer Ankunft bereits Indigene in der Zone gelebt hätten, was die Bewohner_innen der Zone in der Regel unerwähnt lassen, wenn sie von der Besiedlungsgeschichte erzählen. Dabei handelte es sich um Emberá Katío, die Ende der 1940er, Anfang der 1950er Jahre in diese Zone gezogen waren. Gerade im Zusammenhang mit der Erschließung und Besiedlung von Land durch mestizische Kleinbäuer_innen bleibt in vielen Arbeiten unerwähnt, dass die vermeintlich unbewohnten Gebiete, in die sie ziehen, bereits von Indigenen bewohnt werden (Siehe bspw. Botero Herrera 1990, 31–33). Dies war hier teilweise auch der Fall. Die Emberá Katío, die heute in einem ‚Resguardo‘ des Weilers Las Playas wohnen, kamen, laut ihrer eigenen Darstellung, ebenfalls aus dem Inland Antioquias (Vgl. Resguardo Las Playas 2009). Bis 1930er lebten sie auf dem Gebiet des ‚Resguardos Murri‘ in Fronterino, Antioquia, das laut Parsons bereits 1920 aufgelöst worden war (Vgl. Parsons 1996, 68).⁷¹ Auf Grund der zunehmenden Besiedlung Fronterinos durch ‚Colonos‘ sowie auf Grund eines vermeintlichen Falles von Hexerei innerhalb der Gemeinde, zerfiel die Gemeinschaft und ein Teil zog 1935 nach Mutatá, Urabá. Von dort flohen sie im Jahr 1948 vor dem ausbrechenden Bürgerkrieg und zogen eine Zeitlang durch verschiedene Landkreise (Chigorodó, Carepa, und Currulao). Anfang der 1950er lebten sie zunächst drei Jahre nahe der Stadt Apartadó bis auch dort die Ankunft neuer ‚Colonos‘ zunahm, mit denen sie ihr Land gegen Jagdutensilien und Haushaltsgeräte eintauschten. Laut eigener Darstellung erhielten sie dann 4.000 ha Land um San José de Apartadó – ohne genau anzugeben, wie oder von wem –, das sie allerdings über die Jahre ebenfalls mit ‚Colonos‘ gegen vermeintlich nützliche Produkte tauschten, so dass das Gebiet, als es im Jahr 1999 offiziell zu einem ‚Resguardo‘ erklärt wurde, nur noch 175 ha umfasste (Vgl. Resguardo Las Playas 2009, 2–3).

Von ‚Colonos‘ im Inland (Fronterino) vertrieben, fand die Migration der Emberá Katío nach Urabá etwa 10 Jahre vor der Migration der ‚Colonos‘ statt, die dann den Emberá Katío bei ihrer Ankunft das Land abhandelten. Auch wenn die historische Darstellung des ‚Resguardos‘ selbst in vielen Details unklar bleibt, zeigt sie, dass die Indigenen diese Zone ebenfalls spät besiedelten, ihre Migration von ähnlichen Bedingungen, wie Flucht und Vertreibung, begleitet war und sich doch in einem wichtigen Punkt von der Migration der ‚Colonos‘ unterschied: Während die ‚Colonos‘ unter Armut, politischer Gewalt sowie Vertreibung durch Großgrund- oder Plantagenbesitzer_innen litten, litten

71 Laut Uribe de H. wurden zu diesem Zeitpunkt vier größere ‚Resguardos‘ in Antioquia aufgelöst. Dies geschah im Zuge einer Politik, die einerseits zum Ziel hatte, sich das ressourcenreiche Land Indigener anzueignen und andererseits die Indigenen durch einen Prozess der ‚Antioquianisierung‘ zu kolonisieren (Vgl. Uribe de H. 1992, 23, 30).

Indigene zusätzlich noch unter den ‚Colonos‘, von denen sie entweder ebenfalls vertrieben wurden oder die ihnen das Land in den neu besiedelten Zonen streitig machten. Auch die in der Einleitung vorgestellten ethnographischen Arbeiten zur Friedensgemeinde übergehen diesen Aspekt ihrer Vorgeschichte und erwecken den Eindruck, die ‚Colonos‘ seien in unbewohntes Gebiet gezogen (Vgl. Aparicio 2012, 174; Burnyeat 2018, 43–44; Courtheyn 2016; 2018b). Insbesondere bei Courtheyn trägt dieser blinde Fleck für die historischen Beziehungen zwischen Indigenen und Kleinbäuer_innen im Besiedlungsprozess der Region u.a. dazu bei, die historische Gewalterfahrung beider Gruppen zu vereinheitlichen (insbesondere in 2018c). Mit diesen Ausführungen möchte ich aber auch nicht zu einem Bild von ‚Indigenen als Opfer‘ schlechthin beitragen. Denn genau wie bei einigen vertriebenen mestizischen Kleinbäuer_innen hielt die eigene Vertreibungserfahrung auch einige Emberá Katíos nicht davon ab, andere Menschen im Urabá zu vertreiben, wie bspw. die Kuna erfahren mussten (Vgl. Alí 2010, 28–32).

Die meisten Personen dieser ersten Generation von ‚Colonos‘, die in den 1960er Jahren, in diese Zone zogen, sind aus unterschiedlichen Gründen bereits nicht mehr am Leben, wieder aus der Zone verzogen oder altersbedingt nur eingeschränkt auskunftsfähig. Uribe de H. zitiert Interviews mit Gründer_innen des Dorfes aus dem Jahr 1991, laut derer sich die Besiedlung der Zone zunächst nur sehr langsam vollzogen habe. Die ersten ‚Colonos‘ nahmen weitaus mehr Land in Besitz, als sie bebauen konnten, so dass es eine gängige Praxis war, Land, wie auch von den Emberá Katío beschrieben, an Neuankömmlinge weiter zu ‚verkaufen‘ (Vgl. Botero Herrera 1990, 31). Diese Neuankömmlinge kamen überwiegend auf Grund familiärer Verbindungen, wobei üblicherweise zuerst, wie auch bei der Geschichte M.B.s, ein männliches Familienmitglied vorging. Der Rest der Familie kam erst, nachdem ein Stück Land urbar gemacht und ein kleines Haus gebaut worden war sowie die ersten Pflanzen ausgesät worden waren. Diese Zone, weil oberhalb des Bananananbaugebietes gelegen, zog überwiegend ‚Colonos‘ an, die sich einer kleinbäuerlichen Landwirtschaft widmeten und die landwirtschaftlichen Produkte ihrer Herkunftsregion (re-)produzierten, wie Mais, Bohnen, Kochbananen, Reis, einige versuchten es sogar mit Kaffee (Vgl. Uribe de H. 1992, 115–16).

Der Besiedlungsprozess wird als schwierig beschrieben, nicht nur weil es an Zugangswegen gemangelt habe und alle Materialien vier bis zwölf Stunden auf lehmigen Pfaden aus Apartadó auf den Schultern hochgetragen worden seien, sondern auch weil es keine Plantagen in der Nähe gegeben habe, auf denen die ‚Colonos‘ bis zur ersten Ernte hätten tagelöhnern können. So lebten sie in den ersten Monaten vom Sammeln nicht-kultivierter Pflanzen und dem Jagen von Tieren (Vgl. Lanchero 2002, 44). Auf Grund der üppigen Bewaldung des Gebiets war die Urbarmachung des Landes und damit ein sozio-ökonomischer Neustart für die einzelnen bäuerlichen Familien nur möglich durch Praktiken der gegenseitigen Hilfe. Diese typischen informellen Formen kleinbäuerlicher Organisation finden bereits in klassischen Arbeiten über kleinbäuerliche Kolonisierungsbewegungen in Kolumbien Erwähnung (Siehe bspw. G. Sánchez 1977; LeGrand 1988) und sind unter unterschiedlichen Namen bekannt, wie z.B. ‚cambio de manos‘, ‚manos cambiados‘, ‚mancomunados‘, ‚trocamos‘ oder ‚convites‘. Die Bäuerin M.B. erklärte mir deren Funktionieren wie folgt:

Ich glaube, dass insbesondere San José ein Dorf mit einer großen organisatorischen Erfahrung ist, die nicht aus dem Heute kommt, sondern aus vergangenen Jahren. Die Leute arbeiteten schon immer gemeinschaftlich. Die Wege öffnete man immer gemeinsam. Oder um es so zu sagen, wenn du eine Ernte einzubringen hattest, dann gabst du deinen Nachbarn Bescheid und dann kamen sie. Mit drei, vier Hühnern machte man das Essen für alle, die kamen. Und eine Woche später, kamen alle zu mir und wir säuberten ein Stück Land. Und so machten es die Leute. Das ist keine Erfahrung von heute, noch von der Unión Patriótica oder so, sondern das machten wir schon immer so. Also wir nennen das trocamanos oder convite.

P.N.: Und was bedeutet das genau?

Trocamano ist zum Beispiel, wenn du mal mir und ich mal dir helfe. Du hast deine Arbeit, ich habe meine. Wenn du etwas erntest, ernte ich mit dir zusammen. Wenn ich etwas ernte, erntest du mit mir zusammen. Das ist trocamano. Und convite ist, wenn eine Menge Leute zusammenkommen, also wenn allen Leuten Bescheid gesagt wird und wie ich sagte, ein paar Hühner oder ein Schwein geschlachtet wird, um etwas zu Essen zu haben für all die Leute, die kommen und roden, säen oder ernten.

P.N.: Und woher kommt das? Wann fing das an? Oder war das schon immer so?

Ich glaube, der größte Teil der Leute, die hier oben wohnen, sind aus Peque, Urama, Dabeiba und die Leute dort arbeiten so. Wie da, wo ich herkomme, da arbeiteten die Leute auch so. Man sagte: ‚Ah, morgen muss ich mir ein trocamano verdienen.‘ Ein Tag ging der eine zum anderen und am anderen Tag ging der andere zu dem einen. Also das war immer wie eine Tradition.

P.N.: Und das war nicht organisiert von einer Junta de Acción Comunal oder...

Von keiner Organisation, nein. Das kam von den Leuten selbst. (M.B., 03.09.2013, San José de Apartadó)

Interessant ist die Formulierung „sich ein trocamano verdienen zu müssen“, da sie von einer Reziprozitätslogik zeugt, bei der man erst in Vorleistung gehen muss, bevor man einen ‚trocamano‘ beanspruchen darf. Bei diesen informellen Formen der kleinbäuerlichen Organisation rotierten scheinbar bis zu 200 Personen zwischen Ländereien unterschiedlicher ‚Colonos‘, rodeten Bäume, säuberten das Terrain und machten so das Land nutzbar (Vgl. auch Lanchero 2002, 48).

Trotz dem die ‚Colonos‘ weiträumig und zerstreut siedelten, schienen sie einen starken Zusammenhalt zu pflegen, insbesondere bei gemeinschaftlichen Projekten, wie der Kommerzialisierung landwirtschaftlicher Produkte oder bei dem Aufbau eines Dorfkerns. So gab es wohl schon Ende der 1960er bzw. Anfang der 1970er Jahre erste Versuche, eine Handelskooperative aufzubauen, die aber zunächst scheiterten.⁷² Neben diesen frühen Initiativen, der kleinbäuerlichen Wirtschaftsweise eine formelle Organisation zu geben, gewann die ANUC an Einfluss unter den ‚Colonos‘. Diese aus einer staatlichen Initiative hervorgegangene ‚Nationale Bäuer_innenvereinigung‘ schulte

72 Aparicio datiert die erste Kooperative in San José de Apartadó bereits auf das Jahr 1967 (Vgl. 2012, 222), während Caroll für deren Gründung das Jahr 1976 angibt (Vgl. 2011, 66). Die heutigen Bewohner_innen datieren die Gründung einer Kooperative, die regional bekannte Kooperative *Balsamar*, auf das Jahr 1985 (siehe weiter unten), wobei Aparicio meint, dass die Kooperative *Balsamar* auf den Resten der alten aufgebaut worden sei (Vgl. 2012, 222).

bspw. lokale Führer_innen, wie den als Gründer San Josés in Erinnerung gebliebenen Bartolomé Cataño, und informierte über Möglichkeiten und Formen, Ländereien großer Landbesitzer_innen zu besetzen. Von einer ersten erfolgreichen kommunalen Aktion motiviert, durch die die ‚Colonos‘ Unterstützung für den Bau einer Straße und einer Schule erhielten, schlugen sie dem Besitzer eines größeren Stück Landes vor, ihnen ein Teil für die Gründung eines Dorfkerns zu verkaufen. Da dieser sich weigerte, besetzten sie kurzerhand den gewünschten Teil des Landes und da sie nicht rechtzeitig vom Militär geräumt wurden⁷³, begannen sie darauf einen Dorfkern zu bauen. Da die Dorfgründer_innen die kleinbäuerliche Lebens- und Wirtschaftsweise verband, taufen sie das Dorf auf San José, den Schutzheiligen der Bäuer_innen, welches im Jahr 1970 offiziell anerkannt wurde (Vgl. Uribe de H. 1992, 115–17).⁷⁴

Der oben vorgestellte Bauer J.E. kam nach San José de Apartadó, als das Dorf bereits gegründet worden war, und berichtete mir von seiner Begegnung mit diesem wie folgt:

Die Leute dieser Zone stammen aus den Landkreisen Dabeiba und Peque. Also, die Leute kamen hier zusammen, denn sie kannten sich von dort. Sie hatten dieselben Probleme und Schwierigkeiten im Krieg von 1948. Als der Krieg 1954 vorbei war, flohen viele Leute nach Urabá, die sich von dort kannten. [...] Also gut, als ich hierherkam, kam ich aus Dabeiba. Meine ganze Familie ist aus Dabeiba. Ich war noch ein Kind, als ich diese Zone kennenlernte. Mein Vater kam schon seit etwa 1955 hierher und kaufte ein Stück Land. Mein Vater war Bauer seit der Wiege, er liebte das Land und die Arbeit auf dem Land. Aber er hatte auch politische Ideale, linke und soziale Ideale. Das war der Grund hierher zu kommen. Also kam er her, arbeitete, dann folgte ihm mein Bruder. Er war fast die ganze Zeit mit meinem Vater zusammen. Sie machten das Land urbar, zusammen mit den Nachbarn. In den 80ern kam ich her und blieb. Ich mochte das Land, wir hatten die Finca und bearbeiteten sie. Außerdem gefiel mir, wie die Bauern hier organisiert waren. Als ich hier ankam, war die Zone schon stark besiedelt. Es gab bereits viele Bauern. Zu diesem Zeitpunkt hatten alle Weiler Juntas de Acción Comunal, jede hatte seinen Präsidenten. Da war Ejuenio Guzmán im Weiler La Unión, Ananí Jizao im Weiler Arenas, da war Alberto Restrepo im Weiler Buenos Aires, und Bartolomé Cataño, der Gründer von San José de Apartadó. Klar, zusammen mit anderen Bauern, aber er war einer der Gründer. Es gab diese Solidarität zwischen allen, man kannte sich untereinander, arbeitete viele Stunden gemeinsam. Und natürlich feierte man auch zusammen. Es gab große Feste in den Weilern. Die Feste wechselten zwischen allen Weilern, das war alles ziemlich gut. (J.E., 20.03.2008, San José de Apartadó)

J.E. betont noch einmal die politischen Gründe eines Teils der Kleinbäuer_innen, in diese Zone zu kommen. Für viele dieser Bewohner_innen beginnt ihre Geschichte in San José de Apartadó mit einer vorangegangenen Vertreibungserfahrung. Wie auch im

73 Scheinbar hätte das Militär die Besetzung innerhalb von 40 Tagen auflösen müssen, es kam aber erst nach 70 Tagen am besagten Ort an (Vgl. Uribe de H. 1992, 116).

74 Auch über das Jahr, in dem San José de Apartadó als Dorf anerkannt wurde, finden sich unterschiedliche Datierungen in der Literatur. Hernández Delgado und Salazar Posada geben ebenfalls das Jahr 1970 an (Vgl. 1999, 52; 2004, 377). Burnyeat übernimmt die Angabe von Aparicio (Vgl. Burnyeat 2018, 44, allerdings mit falscher Seitenangabe (S. 714 anstatt S. 175-76)), der das Jahr 1964 angibt (Vgl. Aparicio 2012, 175–76).

Kapitel 2.2 beschrieben, handelte es sich bei vielen um Anhänger_innen der liberalen Partei, die nach der ‚Violencia‘ aus von Konservativen dominierten Regionen und den dort agierenden ‚Chulavitas‘ geflohen waren. Sie teilten die gemeinsame Erfahrung der Vertreibung, den Verlust ihrer Häuser und ihres Eigentums, den Bruch sozialer Beziehungen und die Herausforderungen eines Neuanfangs. Mit den anderen ‚Colonos‘ verband sie die Hoffnung auf eine bessere Zukunft und ein Leben in Sicherheit. Die gemeinsame Vertreibungserfahrung und die geteilte politische Zugehörigkeit waren weitere Gründe für die Solidaritätsbeziehungen, die sich unter den Kleinbäuer_innen zu entwickeln begannen. Dieser Zusammenhalt der Kleinbäuer_innen, den J.E. mehrfach betont, resultierte aber offenbar nicht nur aus der gemeinsamen Erfahrung, sondern auch aus der gemeinsamen Arbeit und dem geteilten Sozialleben.

J.E. erwähnt auch eine der wichtigsten Organisationsformen, die sich nach der Gründung des Dorfes San José de Apartadó zu etablieren begann. Mit den *Juntas de Acción Comunal* (Räte der kommunalen Aktion) gab im Jahr 1958 die kolumbianische Regierung durch das Gesetz 19/1958 der kommunalen Selbsthilfe einen formalen Rahmen. Sie erlaubte diesen Juntas soziale Infrastrukturmaßnahmen und öffentliche Grundversorgungen, wie Zugangswege, Schulen, Häuser usw., einzurichten und zu kontrollieren, während staatliche Institutionen sich dazu verpflichteten, diesen mit technischer Beratung beizustehen. Was nach Teilhabe und Partizipation klingt, kam in vielen Fällen einer Externalisierung und Privatisierung zentraler staatlicher Aufgaben gleich. Zusätzlich wurden und werden diese Juntas häufig von illegalen Akteuren für ihre Interessen vereinnahmt und als Möglichkeit genutzt, lokale staatliche Politiken zu beeinflussen (Vgl. Ramírez 2015, 46). Trotzdem fanden die Bewohner_innen San José de Apartadó in den *Juntas de Acción Comunal* einen formalen und partizipativen Raum, um sich zu organisieren, gemeinsame Interessen zu definieren und so kommunale Projekte von staatlichen Behörden einzufordern, wie mir M.B. erklärte:

Also, die Juntas de Acción Comunal haben eine sehr wichtige Rolle gespielt, denn sie kanalisieren die Projekte, die die nationale Regierung als Unterstützung für die Entwicklung der ländlichen Zonen geben musste. Die Juntas de Acción Comunal, also heute sieht die Realität so aus, dass sie für andere Sachen missbraucht werden, aber sie waren mal sehr gut. Durch sie bekam zum Beispiel San José Elektrizität, die Straße, diese Straße, über die wir hierherkommen, es wurde sogar ein Teil San José asphaltiert, wie auch immer, durch sie kamen viele Sachen. Die Juntas de Acción Comunal machten regelmäßig Versammlungen, um die Arbeit zu organisieren, um zu schauen, was wir von der Regierung fordern können, was ihre Pflichten und unsere Rechte sind. Ich glaube sogar, es war durch sie, dass die Schulgebäude errichtet wurden, in jedem Weiler. San José ist einer der größten Kommunen Apartadó. Es sind 32 Weiler und fast alle hatten ein kleines Schulgebäude. (M.B., 17.03.2008, San José de Apartadó)

Die *Juntas de Acción Comunal* boten einen ersten formalen Rahmen, in dem sich die Kleinbäuer_innen politisch organisierten. Dieser Rahmen, der juristisch durch die nationale Regierung ermöglicht wurde, wurde u.a. dazu genutzt, Forderungen an die regionale Verwaltung und an staatliche Institutionen zu stellen. Auch wenn aus den Interviews nicht hervorgeht, inwieweit diese Forderungen seitens staatlicher Behörden erfüllt wurden oder inwiefern die Kleinbäuer_innen die von M.B. benannten Entwicklun-

gen unabhängig organisierten, erscheint es vor diesem Hintergrund ein wenig abwegig, der Zone eine generalisierte ‚Abwesenheit des Staates‘ zu attestieren, wie es einige Autoren, darunter ich selbst in vergangenen Arbeiten, tun (Vgl. Beltran 1996; Botero Herrera 1990; García 1996; Lanchero 2002; Parsons 1996; Naucke 2011). Das ändert oder entkräftet allerdings auch nicht die Tatsache, dass die Kleinbäuer_innen ein Bevölkerungsteil waren und sind, für deren Interessen und deren Schutz sich staatliche Behörden in dieser Region nicht sonderlich verantwortlich fühlen. Weder etablierten regionale Behörden eine öffentliche Ordnung durch die Präsenz staatlicher Sicherheitskräfte noch zeigten sie sich proaktiv in der administrativen Begleitung der Besiedlung dieses Gebietes. Als einer der wenigen ordnungspolitischen Verwaltungsschritte staatlicher Behörden in der Region verlieh der nationale Kongress der Serranía de Abibe im Jahr 1959 den Schutzstatus eines ‚Waldreservats‘, womit er die ‚Colonos‘, die längst dabei waren die Zone zu besiedeln, zunächst einmal kriminalisierte, anstatt sie zu unterstützen. Dieser Schutzstatus wurde im Jahr 1962 durch das *Incora* wieder aufgehoben und 1968 in den Status einer kleinbäuerlichen Besiedlungszone umgewandelt (Vgl. Ortiz Sarmiento 2007, 48, FN 56). Im Anschluss daran begann das *Incora* die Eigentumsverhältnisse einiger Ländereien zu legalisieren (Vgl. Uribe de H. 2004, 90), brach diese Titulierung allerdings vorzeitig ab, so dass nach Aussagen der heutigen Bewohner_innen, wie oben bereits erwähnt, nur etwa 10% des Landes offizielle Titel erhielten. Diese verwaltungstechnischen Winkelzüge entsprechen genau den bereits weiter oben dargestellten Charakteristika des Agierens staatlicher Institutionen in der Region (Kapitel 2.2): Der *Incora* deklarierte das Gebiet post facto zu einer Besiedlungszone, titulierte aber kaum Land. Die Regierung des Landkreises setzte eine Infrastruktur nur verzögert und erst nach Einforderung durch die *Juntas de Acción Comunal* um, die dann auch nicht die Grundbedürfnisse abdeckte. Und das Militär war die einzige staatliche Institution, die sich in der Zone zeigte und für die Bevölkerung wahrnehmbar war.

Beeindruckend ist die Wirkmächtigkeit der Vorstellung, der ‚Staat‘ sei hier nicht präsent gewesen, die sich u.a. daran zeigt, dass die Bewohner_innen selbst sie verinnerlicht zu haben scheinen und immer wieder wachrufen, eine Beobachtung die bspw. auch Ramírez im Putumayo oder Bocarejo in der Sierra Nevada de Santa Marta gemacht haben (Vgl. Bocarejo 2014, 5; Ramírez 2017a, 548). So hört man häufig paradoxe Formulierungen, die gleichzeitig die Abwesenheit und die Präsenz staatlicher Institutionen bestätigen, wie der folgende Interviewauszug zeigt:

Häufig muss man das nochmal betonen: Was hier passierte, ist, dass der Staat weit von dieser Zone weg war. In diesem Gebiet kannten wir keine staatliche Präsenz. [...] Wir müssen das so sagen: In diesem Gebiet gab es nie eine staatliche Präsenz, nicht politisch und nicht sozial, in keiner Weise. Als wir in diesen Gebieten begannen die militärischen Streitkräfte kennen zu lernen, lernten wir sie nicht als Schutz für die Bevölkerung oder die Bauern kennen. Sondern wir lernten von Anfang an ein Militär kennen, dass die Kleinbauern misshandelte. Als sie die Zone patrouillierten, nahmen sie bspw. die Bauern als Schutzschilder auf die Patrouillen mit. Das waren eine Vielzahl von Problemen, die die Bauern bekamen, als die militärischen Streitkräfte zu patrouillieren begannen. (B.Q., 09.04.2008, San José de Apartadó – La Unión)

Die erste Formulierung, die B.Q., eine in dem Weiler La Unión geborene und diesen heute mit anführende Bäuerin, wählt, ist vielleicht die adäquateste, um die staatliche Präsenz in San José de Apartadó ab den 1970er Jahren zu beschreiben. Staatliche Institutionen waren weit weg. So formuliert, besteht, trotz der Distanz oder sehr selektiven Präsenz vieler staatlicher Institutionen, die Möglichkeit, dass sowohl deren Maßnahmen in die Zone hineinreichten als auch die Bewohner_innen staatlich ermöglichte Organisationsformen wählten, die entfernte staatliche Institutionen in die Pflicht zu nehmen versuchten und eigene Vorstellungen davon entwickelten, wie der ‚Staat‘ funktionieren bzw. funktionieren sollte.

Trotz dieser Distanz vieler staatlicher Institutionen, war zumindest das Militär bereits in den 1970er Jahren punktuell anwesend und häufig das einzige wahrnehmbare Zeichen dieses weit entfernten ‚Staates‘ für die Bewohner_innen San Josés. Die Erfahrungen, die sie mit dem Militär machten, decken sich mit der oben benannten repressiven Verfolgung der ländlichen Bevölkerung (Kapitel 2.2). Stellvertretend dafür steht ein gut in Erinnerung gebliebener Vorfall, der sich bereits in den 1970er Jahren ereignete.⁷⁵ Zu einem Zeitpunkt, zu dem sich die FARC entweder noch überhaupt nicht in der Region niedergelassen hatte oder nur aus einem kleinen Kern bestand – je nachdem, welcher Version ihrer regionalen Präsenz man glauben schenken mag (Siehe Kapitel 2.2) – nahm eine Militärpatrouille mehrere Bäuer_innen, Lanchero spricht von 15 Personen (Vgl. 2002, 44), Giraldo von 11 Personen (Vgl. 2010, 20), in Gewahrsam, die sie der ‚Konspiration gegen den Staat‘ bezichtigten. Das Militär hielt sie mehrere Tage fest und brachte sie anschließend um. Auf dieses Ereignis nahm auch J.E. Bezug, als wir einmal über die Beziehungen zwischen den Bäuer_innen und staatlichen Institutionen in dieser Zone sprachen, womit er die historische Dimension des distanzierten Verhältnisses verdeutlichte:

Aber Respekt für die Bauern hat es in diesem Gebiet vom Militär noch nie gegeben. In dem Weiler Resbalosa wurden bereits im Jahr 1976 elf Bauern vom Militär getötet. Die Bauern wurden während einer Militäroperation in verschiedenen Weilern festgenommen und dort zusammengebracht. Nach ein oder zwei Wochen, die sie dort an den Füßen und Händen gefesselt verbracht haben, man sagt ihre Wunden waren schon voller Würmer, da wurden sie umgebracht. Das war eine ziemlich schwierige Situation. Was soll ich sagen, die Bauern wurden hier vom Staat im Stich gelassen, sie wurden sogar durch Teile des Staates diskriminiert. Wie ich bereits sagte, was wir vom Staat kennen, sind seine Angriffe gegen die Bauern. (J.E., 20.03.2008, San José de Apartadó)

Nicht nur die Verfolgung durch das Militär, sondern auch die anschließenden Freisprüche aller an der Patrouille beteiligten Soldat_innen durch die Militärgerichtsbarkeit (Vgl. Giraldo Moreno 2010, 17–19), legte, neben der fehlenden Unterstützung durch

75 Ähnlich wie bei der Gründung der Kooperative und des Dorfes lassen sich auch bei diesem ersten Massaker unterschiedliche Datierungen in der Literatur finden. Lanchero gibt das Jahr 1972 an (Vgl. 2002, 44). Hernández Delgado und Salazar Posada (Vgl. 1999, 60) sowie Giraldo, der dieses Massaker am detailliertesten aufgearbeitet hat (Vgl. 2010, 13–20), datieren das Ereignis auf das Jahr 1977. Aparicio folgt explizit der Datierung Giraldos (Vgl. 2012, 259), während mein Interviewpartner J.E. wiederum das Jahr 1976 für diese Vorkommnisse angibt.

andere öffentliche Behörden, den Grundstein für eine Beziehung zu staatlichen Institutionen, die von Misstrauen, Vorsicht und Zurückhaltung seitens der Kleinbäuer_innen geprägt war. Die staatlichen Institutionen wurden seit der Besiedlung der Region von den Bewohner_innen San José de Apartadós nicht als ein Garant für Sicherheit und Wohlstand wahrgenommen, sondern als eine Gefahr. Die Erfahrung der Kleinbäuer_innen, dass sie in staatlichen Institutionen keine Verbündeten für ihre Interessen fanden, führte zu einer zunehmenden oppositionellen Haltung gegenüber dem ‚Staat‘ und einer Offenheit für andere politische Bewegungen, die angaben, auch die Interessen der Kleinbäuer_innen zu vertreten.

Ähnlich der beschriebenen Entwicklungen in anderen Teilen Urabás im Kapitel 2.2 begannen politische Organisationen, wie bspw. die Kommunistische Partei ihren Einfluss zunächst vorsichtig, ab dem Jahr 1975 dann aber verstärkt auszubauen (Vgl. Hernández Delgado und Salazar Posada 1999, 57). Wie die politische Arbeit dieser Parteien in der Region begann, schilderte wiederum M.B., als sie mir von ihren ersten Begegnungen mit der Kommunistischen Partei erzählte:

Als wir noch in Santa Fé de Antioquia waren, hörte man, dass es in Kolumbien eine Kommunistische Partei gab. Wir waren schockiert, denn die Pfarrer sagten – und deshalb sage ich, dass viele Pfarrer Teil des Konflikts sind –, sie sagten, dass man die Person, die Mitglied der Kommunistischen Partei ist, exkommunizieren und sogar töten müsse. Also klar, ich als Katholikin hatte Angst. Wer in die Kommunistische Partei eintritt, wird exkommuniziert. Also ich verstand das nicht. Exkommunizieren sie die Leute wirklich, bringen sie sie um, wer weiß, was sie machen? Als wir hier in den Urabá kamen, hörte man nichts von der Kommunistischen Partei, obwohl es scheint, dass es sie 1967 schon gab, aber sehr geheim. Eines Tages, ich war schon immer sehr offen mit den Leuten, traf ich einen Mann, der anfängt, mit mir zu reden. Mit leiser Stimme, hinter der Hand erzählte er von den nationalen Problemen und so und erklärte mir Dinge. Ich wusste nicht, was ich ihm antworten sollte, denn ich hatte keine Ahnung, aber ich fragte mich die ganze Zeit, um was es ging. Ich hatte Lust ihn zu fragen, ob er von der Kommunistischen Partei sei, aber ich sagte nichts. Er erwähnte die Sowjetunion, die Berliner Mauer, die Befreiung Deutschlands und Kubas und erzählte mir einen Haufen Sachen. Am Ende fragte er mich, ob wir uns weiter darüber unterhalten wollen und wir verabredeten uns eine Woche später. Eine Woche später trafen wir uns wieder zum Reden und diesmal war die Unterhaltung tiefgehender. Ich kann sagen, dass dieser Mann mir eine Ausbildung gab, denn eine Woche später redeten wir wieder. Und die Wahrheit ist, mir gefiel, was er sagte. Dann fragte er mich einmal, ob ich nicht zwei weitere Personen kennen würde, mit denen wir darüber sprechen können. Also klar, ich sprach mit meinem Bruder und einer Freundin und nun redeten wir zu viert. Ah, mein Bruder wollte zuerst nicht. Er sagte: ‚Hast du nicht gehört, man wird uns exkommunizieren.‘ Na gut, wir trafen uns dann alle, aber immer sehr geheim. Was gesprochen wurde, durfte nur unter uns bleiben. Man konnte also Leute dazu holen, aber erst redeten sie mit ihnen allein, wie mit mir das erste Mal. Wenn es ihnen nicht gefiel, sagten sie nichts Tiefgreifendes. Aber mir gefiel es, also redete ich viel mit dem Mann, so dass er mir irgendwann Materialien mitbrachte zum Lesen. (M.B., 12.04.2008, San José de Apartadó)

Während sich also die Kleinbäuer_innen seit der Besiedlung der Region ab den 1960ern vor allen in den *Juntas de Acción Comunal* organisierten, gewannen linke politische Bewegungen, wie die Kommunistische Partei auf die von M.B. beschriebene Weise ab der zweiten Hälfte der 1970er Jahre stärker an Einfluss.

Obwohl sich die Ursprünge der Guerilla in der Region anhand der Interviewausagen nicht wirklich rekonstruieren lassen, ging der zunehmende Einfluss der Kommunistischen Partei offenbar einher mit dem Ausbau der Präsenz der FARC in dem Gebiet. Was aus den Aussagen der Bewohner_innen deutlich wird, ist, dass die FARC bis Ende der 1970er Jahre die militärische Kontrolle über die Region erlangte und eine Art öffentliche Ordnung einrichtete. Ihre Macht wurde so groß, dass andere Organisationsformen wie die *Juntas de Acción Comunal* zunächst an Bedeutung verloren und später ab Mitte der 1980er Jahre von FARC nahen Personen und Organisationen besetzt wurden:

Wenn es schwierige Probleme gab in der Zeit, also von 1978 an, wenn es schwierige Probleme waren, war die Guerilla die Autorität und das können wir nicht abstreiten. Die Autorität war die Guerilla, fertig. Wenn es Probleme waren, die nicht durch die Juntas de Acción Comunal gelöst werden konnten, dann mischten sie sich ein. Sie waren die Autorität in der Zone. Also regelten sie die Probleme, sprachen mit den Leuten und gut, sie regelten es. Ein Teil der Macht, die die FARC in diesem Gebiet hatte, bestand in dem Vertrauen, dass die Leute ihnen bei Problemen entgegenbrachten. Das wurde zu einem Problem, denn am Ende suchten die Leute nicht mehr die Juntas de Acción Comunal, sondern gingen direkt zur FARC, um ihre Probleme dort zu regeln. (M.B., 17.03.2008, San José de Apartadó)

Die *Juntas de Acción Comunal* verloren an Einfluss auf die Gestaltung der öffentlichen Ordnung in San José de Apartadó, waren aber weiterhin ein wichtiger Kanal, um Forderungen an die regionalen Behörden in Apartadó zu stellen. Uribe de H. schreibt in diesem Zusammenhang, dass in San José de Apartadó zwei entgegengesetzte politische Ordnungen gleichzeitig präsent waren: In den Juntas eine juristisch-institutionelle durch den ‚Staat‘ legitimierte, über die ökonomische Unterstützung, öffentliche Investitionen und infrastrukturelle Verbesserungen von der öffentlichen Verwaltung eingefordert wurden, und in der Guerilla eine politisch-militärische, die das soziale Zusammenleben, die öffentliche Sicherheit, aber auch den lokalen Handel und das Gewerbe organisierte (Vgl. 2004, 92). Die Bewohner_innen in Zonen wie San José de Apartadó fühlten sich von der Guerilla nicht bedroht, weil sie nicht das Objekt ihrer militärischen Aktionen waren. Stattdessen übte die Guerilla hier quasi-staatliche Funktionen aus, vermittelte bspw. bei Landkonflikten, wachte über die Preise für landwirtschaftliche Produkte und über den Lohn für Arbeitstage, beteiligte sich an dem Bau von Wegen und kontrollierte sogar die Nutzung von Ressourcen, wie den Wald und die Wasserquellen. Was die Bewohner_innen darüber hinaus mit der Guerilla verband, war, laut Uribe de H., nicht so sehr eine politische Identität oder ideologische Überzeugungen, sondern primär eine geteilte Erfahrung von sozialer Exklusion und Diskriminierung (Vgl. 2004, 87–88).

In den frühen 1980er Jahre war die Zone aber nicht nur durch die militärische Kontrolle der FARC geprägt, sondern auch durch das Aufblühen alternativer, häufig linker

politischer Ideen und Projekte, die ihre Ursprünge in der Kommunistischen Partei hatten, nun aber im Gewand der *Unión Patriótica* neuen Zulauf erhielten. Viele der bereits politisierten Bewohner_innen fanden eine politische Heimat in der *Unión Patriótica*, die sich im Zuge der Friedensverhandlungen zwischen der Regierung Betancur und der FARC 1984 gegründet hatte und der FARC dementsprechend nahestand. Sie bekam deshalb viel Zulauf, weil sie von den meisten Kleinbäuer_innen als die einzige Partei wahrgenommen wurde, die ihre Interessen vertrat und ihnen die Möglichkeit gab, sich politisch einzubringen. Durch die *Unión Patriótica* wurden die *Juntas de Acción Comunal* wiederbelebt, deren Mitglieder dann allerdings auch Mitglieder oder Sympathisant_innen der *Unión Patriótica* waren, wie mir die bereits weiter oben zitierte Bäuerin B.Q. erklärte:

Ja, man muss das so sagen, alle Präsidenten der Juntas de Acción Comunal dieser Zone standen unter dem Einfluss der *Unión Patriótica*, alle. Aber, warum hatte sie so großen Einfluss? Weil sie viele Arbeiten anstieß und weil die *Unión Patriótica* mit den Bauern zusammenarbeitete. Man sah, dass sie viele Sachen in Bewegung brachten, was die Schulen, die Gesundheitsposten und die Wege anging. Und wenn man sieht, dass eine Organisation aktiv wird und versucht Ordnung in die Sachen zu bekommen, dann tritt man ihr bei, solange sie einem Vorteile bringt. (B.Q., 09.04.2008, San José de Apartadó – La Unión)

Auf Grund der Tatsache, dass die Kleinbäuer_innen durch die *Unión Patriótica* ihre Interessen vertreten sahen, entwickelte sich San José de Apartadó ab dem Jahr 1986, als durch eine politische Reform Bürgermeister_innen nicht mehr von der nationalen Regierung bestimmt, sondern kommunal gewählt werden konnten (Ley 11/1986), zu einer Wahlhochburg dieser Partei (Siehe hierzu auch Ortiz Sarmiento 2007, 68–69). Es wurden sogar zwei Bewohner_innen des Dorfes für die *Unión Patriótica* in den Stadtrat von Apartadó gewählt und einer in das Parlament von Antioquia (Vgl. Hernández Delgado und Salazar Posada 1999, 61–62).

Mit der Wahl von drei Bewohner_innen San José de Apartadós in öffentliche Ämter des Landkreises und Departments wurde die Existenz lokaler Führungspersönlichkeiten sichtbar, deren Herausbildung ebenfalls ihre Vorgeschichte hatte. Es heißt, dass bereits unter den ersten ‚Colonos‘ sehr aktive Personen mit Visionen und Fähigkeiten waren, die die Unterstützung der Kleinbäuer_innen für sich gewannen. Die verschiedenen wirtschaftlichen und politischen Formen der kleinbäuerlichen Organisation schlossen daran an und boten Möglichkeiten, diese Führungsqualitäten weiter zu entwickeln. Als ich J.E. nach seinen Erinnerungen an politische Führungspersonen vor der Gründung der Friedensgemeinde fragte, erzählte er mir bspw. von dem bereits erwähnten Bartolomé Cataño:

Ich glaube, alle haben hier Erinnerungen hinterlassen. Zum Beispiel Bartolomé Cataño, er war am Ende schon alt, vielleicht so 70 Jahre oder mehr. Aber er war, als sei er jung geblieben, fröhlich bei den Feiern, er war eine richtige Persönlichkeit hier in San José. Er war sehr enthusiastisch, jemand der viele Sachen geprägt hat. Don Bartolomé war einer der Gründer von San José und sehr unternehmungslustig, obwohl er nie eine Schulbildung bekommen hatte. Aber er war sehr intelligent, eine sehr erns-

te Person, sehr verantwortungsbewusst, arbeitsam und dem Dorf verbunden. Er hatte keine Scham an Versammlungen teilzunehmen, manchmal fuhr er bis nach Bogotá, um sich dort mit Politikern zu treffen. Und das, obwohl er, wie die Leute früher immer, barfuß nach Bogotá fuhr. Er fuhr barfuß, er krepelte sich die Hosen um und da war er in Bogotá, um beim Staat Vorschläge für das Gemeinwohl der Leute dieser Zone zu suchen. Also Bartolomé Cataño war mit dem Urabá, dieser Zone und speziell San José tief verbunden. Als es zu den Vertreibungen in den Weilern kam, war er hier in San José und versuchte Hilfe zu organisieren. Er rief die Juntas de Acción Comunal anderer Weiler zusammen, damit sie sich mit den Leuten solidarisierten. Als es zu den Demonstrationen in Apartadó kam, lief er vorne weg. Er sagte, wir können vor diesen Ungerechtigkeiten nicht auf die Knie gehen. (J.E., 20.03.2008, San José de Apartadó)

Bartolomé Cataño war einer der wichtigsten Personen, die die Zeit von der Besiedlung San José de Apartadós bis 1996 geprägt haben. Er war ein respektierter Bauernführer der Region, Mitbegründer des Dorfes San Josés und einer der Stadträte in Apartadó. Er erhielt, nach eigener Aussage, seine politische Ausbildung von der ANUC – also einer staatlichen Institution – die ihn in der Besetzung, Aneignung und Legalisierung von Ländereien schulte (Vgl. Cataño in Aparicio 2012, 179). Nach dem Bedeutungsverlust der ANUC in der Region wurde er Mitglied der *Unión Patriótica*. Aber sein Ansehen war auch bei Bewohner_innen hoch, die nicht mit der *Unión Patriótica* sympathisierten, was bezeichnenderweise daran festgemacht werden kann, dass er das einzige Mitglied der *Unión Patriótica* im Urabá war, das im Jahr 1993 an der Beerdigung der Opfer des von der FARC begangenen Massakers in dem von der EPL gegründeten Stadtviertel ‚La Chinita‘ teilnehmen konnte (Vgl. Aparicio 2012, 179).

Die Entwicklung dieser politischen und wirtschaftlichen Organisationsformen in der Zone um San José de Apartadó vollzog sich in einem lebendigen Ambiente alternativer Entwicklungsvorstellungen, die z.B. auch die Aufmerksamkeit kolumbianischer Intellektueller auf sich zog. Zumindest berichtet Aparicio davon, dass in den 1980er Jahren engagierte Wissenschaftler_innen und Personen des öffentlichen Lebens wie bspw. Orlando Fals Borda, Carlos Gaviria oder Héctor Abad Gómez San José de Apartadó besuchten und dort Schulungen durchführten oder als Beobachter fungierten (Vgl. Aparicio 2012, 209). Die politische Arbeit bspw. der *Unión Patriótica* richtete sich aber nicht nur an die Führer_innen des Dorfes, sondern erreichte auch weitere Teile der Bevölkerung, was einen nachhaltigen Einfluss auf die Organisationsfähigkeit der Bewohner_innen und die Ausbildung zukünftiger Führer_innen in San José de Apartadó hatte, wie mir M.B. erklärte:

Die *Unión Patriótica* machte in dieser Zeit so etwas wie Bildungskurse für die Bauern, ja politische Bildung. Es gab zum Beispiel Kaderschulen, auf so einer war mein Bruder. Ich glaube, dass war einer der Gründe, warum man ihn verschwinden ließ. Aber wir hatten auch Schulen mit Grundkursen zur Politik, z.B. über den Wandel des Landes, über die sozialen Probleme und wie man daran arbeiten kann, damit sie aufhören, nicht wahr?

P.N.: Aber kam diese politische Bildung auch bis zu den Weilern, oder war es eher so...? Ja, ja, das war für alle Leute. Das waren die Schulen mit den Grundkursen, um die Leute zu sensibilisieren. Wir hatten sogar einen Lehrer, der heißt – ich weiß nicht, ob er

noch lebt – der hieß H.S. und war sehr gebildet. Er kam aus dem Valle del Cauca und er kam regelmäßig, um uns die Kurse zu geben. [...] Also man kann sagen, dass für die Organisation der Bauern die Unión Patriótica eine wichtige Rolle gespielt hat. Ja, denn dank dieser Bildungskurse, dank allem was sie taten, glaube ich, waren wir ein bisschen vorbereitet, diese Friedensgemeinde zu gründen. Ich denke, deshalb waren die Leute vorbereitet sich zu verteidigen, sich gegen die Angriffe zu verteidigen, ohne Waffen, sondern mit Worten. (M.B., 10.08.2015, San José de Apartadó)

Neben dieser politischen Ausbildung der Bewohner_innen und der politischen Organisation bäuerlicher Interessen in der *Unión Patriótica* wurde begonnen alte ökonomische Strukturen wiederzubeleben, um die Produktion und Kommerzialisierung landwirtschaftlicher Produkte zu professionalisieren. So wurde im Zuge eines holländischen Entwicklungsprojektes im Jahr 1985 von den Bewohner_innen San José de Apartadó die Kooperative *Balsamar* gegründet, wie mir M.B. erzählt:

P.N.: Wann wurde die Kooperative eigentlich gegründet?

Die wurde im Jahr ..., auch so etwa 1985 gegründet. Ich war bei der Einweihung. Sie wurde auf Initiative der Unión Patriótica gegründet, aber nicht allein von ihrem Geld finanziert. Die Kooperative wurde gebaut im Zuge eines holländischen Projektes. Aber die Gelder reichten nicht aus. Also fingen wir an Feste und Tombolas zu organisieren, um Geld zu sammeln und sie zu Ende zu bauen. Ja wir machten eine ganze Reihe von Feiern, Tänzen, gemeinsamen Essen und damit nahmen wir Geld ein, sammelten Geld. So bauten wir die Kooperative zu Ende. Und wir waren viele Mitglieder, richtig viele Mitglieder, was zu einem Problem wurde als später die Paramilitärs kamen, denn die verfolgten alle Mitglieder der Kooperative. (M.B., 10.08.2015, San José de Apartadó)

Bei der Gründung der Kooperative spielte die holländische Entwicklungszusammenarbeit eine zentrale Rolle, die besonders in den 1980er Jahren in Kolumbien eine verstärkte Präsenz mit einem Fokus auf die Entwicklung kleinbäuerlicher Ökonomien zeigte. Laut einer Ende der 1970er Jahre durchgeführten Untersuchung der Universidad Nacional⁷⁶, gehörte San José de Apartadó u.a. a.G. der etablierten Organisationsstrukturen zu einer von vier Mikroregionen im Urabá, in denen die Unterstützung kleinbäuerlicher Produktions- und Kooperationsformen große Aussicht auf Erfolg versprach. Anfang der 1980er Jahre begann die holländische Entwicklungszusammenarbeit ein mit der nationalen Entwicklungsbehörde (Departamento de Planeación Nacional – DPN) abgestimmtes Projekt in San José de Apartadó zu finanzieren, das zum Ziel hatte auf Grundlage der informellen Praktiken der kleinbäuerlichen Organisation, wie den von M.B. weiter oben angesprochenen ‚convites‘ oder ‚trocamanos‘, die formellen Praktiken der Organisation sowie die nachhaltige Nutzung finanzieller Ressourcen und adäquate Bebauung der Bodens durch Schulungen zu stärken und zu verbessern (Vgl. Aparicio 2012, 216–21). Konkret zielte die Arbeit der Kooperative darauf ab, von Zwischenhändler_innen unabhängig zu werden und die unterschiedlichen Schritte der Produktion und Kommerzialisierung selbst zu verwalten, die Bedingungen für die Verarbeitung

76 Bei dieser Untersuchung handelte es sich um ein Forschungsprojekt namens ‚Proyecto Darien‘, das zwischen 1976 und 1978 durchgeführt und von der Organisation Amerikanischer Staaten finanziert wurde (Vgl. Aparicio 2012, 209–11).

und Kommerzialisierung der Agrarprodukte zu optimieren und damit höhere Preise zu generieren sowie die Produktion der Kleinbäuer_innen durch die Bereitstellung von Krediten, Samen und Infrastruktur anzukurbeln.

Mal abgesehen davon, dass laut verschiedener Evaluationen aus der Zeit, die Kooperative sehr erfolgreich arbeitete (Vgl. Aparicio 2012, 219–20, 223), weist ihre organisatorische Struktur eine bemerkenswerte Ähnlichkeit zu der der Jahre später gegründeten Friedensgemeinde auf (Siehe hierzu Kapitel 3.2). Laut Aparicio war die höchste Autorität der Kooperative die *Vollversammlung* ihrer Mitglieder, die einen *administrativen Rat* bestehend aus zehn Mitgliedern wählte, der sich alle zwei Wochen versammelte und für die Verwaltung und Repräsentanz der Kooperative verantwortlich war. Mit der Schulung ihrer Mitglieder, der Organisation der Kommerzialisierung sowie der Vergabe von Krediten und Samen waren sogenannte *Arbeitskomitees* beauftragt (Vgl. Aparicio 2012, 223). Die historische Kontinuität zwischen der Kooperative *Balsamar* und der Friedensgemeinde (der Aparicio bemerkenswerterweise keine Aufmerksamkeit schenkt) zeigt sich, wie ich im Kapitel 3.2 noch ausführen werde, nicht nur in diesen organisatorischen Elementen, sondern auch bzgl. des Besitzes der von der Kooperative genutzten Infrastruktur. Als auf Grund der eskalierenden Gewalt Mitte der 1990er Jahre sich die holländische Entwicklungszusammenarbeit aus dem Projekt zurückzog, stellten sie ein von ihnen erworbenes Stück Land von 34 Hektar mit dem Namen ‚La Holandita‘ unter kommissarische Verwaltung der damaligen Bürgermeisterin von Apartadó Gloria Cuartas und beauftragten sie, dieses Land in Zukunft einer Organisation zu übergeben, in der die Idee des holländischen Projektes fortlebe. Nach ihrer Gründung wurde der Friedensgemeinde dieses Land von Gloria Cuartas überschrieben (Vgl. Aparicio 2012, 224–234).

Die Bedeutung der Kooperative für San José de Apartadó während ihres Funktionierens in den 1980er Jahren ging allerdings über die rein wirtschaftlichen Aspekte hinaus. Sie wurde zu einem Zentrum der sozialen Integration für die ganze Region, wie mir M.B. fortfuhr zu berichten:

Die Leute fanden die Initiative gut, denn es hieß ein Zentrum zu schaffen, um die landwirtschaftlichen Produkte zu sammeln, den Mais und den Kakao. Alles was die Bauern produzierten wurde dort aufgekauft, aber man kaufte dort auch ein. Die Kooperative nahm die Produkte ab, aber gleichzeitig versorgte sie die Bauern, die dort ihre Einkäufe machten. Das hatte eine große Bedeutung. An den Sonntagen war San José wie ein touristisches Zentrum. Da kamen viele Leute, der Fluss war voll von Menschen. Die Leute kamen aus anderen Regionen Urabás, aus Dabeiba, aus vielen Ecken. Also an den Samstagen und Sonntagen war San José überfüllt, die Restaurants und Kneipen. Während dem Avocado-Fest im März gab es Wettbewerbe, wer am meisten Avocado essen kann, wer die größte Avocado hat, es gab Wettbewerbe und Pferderennen, alles organisiert von der Kooperative. Die Kooperative gab den Bauern auch Kurse und Weiterbildungen in Landwirtschaft. Das wurde häufig von der Unión Patriótica koordiniert. Zum Beispiel gab es eine Zusammenarbeit mit Fedecacao, der Federación de Cacaoteros, die halfen sehr, den Anbau von Kakao wieder zu beleben. Aber es gab auch Weiterbildungen, um Weideflächen anzulegen oder andere Produkte anzupflanzen. Na, und dann gab es natürlich auch Gewinn. Ein Teil davon ging an die Mitglieder, aber

ein anderer Teil wurde in die Instandhaltung der Wege, die Verbesserung der Häuser oder in einen Gesundheitsfond gesteckt. Ja, wir hatten sogar eine permanente Krankenschwester in San José, die zum Teil aus dem Gewinn der Kooperative bezahlt wurde. (M.B., 10.08.2015, San José de Apartadó)

Während die *Unión Patriótica* also die kleinbäuerlichen Interessen politisch kanalisierte sowie die Bewohner_innen San José organisierte und die Kooperative *Balsamar* die ökonomische Subsistenz der Kleinbäuer_innen unterstützte, lag, wie gesagt, die militärische Kontrolle des Gebietes in den Händen der FARC. Die beschriebenen sozialen, ökonomischen und politischen Entwicklungen waren wohl auch nur deshalb möglich, weil die Kommandant_innen der FARC in der Region diese zuließen und sich nicht gegen sie versperreten. Ihre Präsenz war hier so konsolidiert, dass, wie Gloria Cuartas berichtete, die FARC in den Jahren 1990 bis 1994 sogar so etwas wie eine öffentliche Anlaufstelle, eine Art offenen Arbeitstisch, in der Serranía de Abibe etabliert hatte, zu dem Politiker_innen, Unternehmer_innen und sogar Militärangehörige kamen, um Probleme der Region zu besprechen und zu lösen (Vgl. Cuartas in Aparicio 2012, 181, 220).

Bis in die Mitte der 1990er Jahre hinein machte keine andere militärische Gruppe der FARC ihre Dominanz und ihre Kontrolle in der Serranía de Abibe streitig. Das Gebiet war ein Rückzugsraum der Guerilla, indem sie nicht nur quasi-staatliche Funktionen erfüllte, sondern den sie auch zur Ausbildung und Erholung ihrer Kämpfer_innen nutzte, wie die Erzählung des Bauers G.T.s erahnen lässt:

Zu dieser Zeit, so zwischen 1985 und 1992 mehr oder weniger, war die Dominanz der Guerilla sehr stark. Der Weiler Mulatos zum Beispiel war ihr Herz. Sie hatten eine Ausbildungsstätte in Mulatos. Alle Milizionäre mussten dort einen Monat trainieren. Dort hat die Guerilla ein Stück Land. Wenn man von mir weiter geht Richtung des Weilers la Hoz, da ist das Land der Guerilla. Aber sie waren auch in San José, mit Motorädern, bewaffnet, trinkend, mit Frauen und allem. Die Guerilleros machten Feste, sie machten Feiern und Versammlungen, bis hin zu Theaterstücken. Wirklich, sie erzählten Witze, spielten Gitarre. Im Weiler La Unión machten sie mal eine Feier für drei Tage. Drei Tage! Ganz oben, wo heute ein kleiner Kiosk ist, war früher ein kleiner Platz und dort tanzten die Leute, mit guter Musik, und die Guerilleros tanzten auch. Das ist wahr. Da kamen sogar Leute aus Apartadó mit Geschenken für die Guerilleros, da trafen sich Familienangehörige. Und so machten sie es in verschiedenen Teilen, im Weiler La Unión, Arenas, Mulatos. (G.T., 17.09.2013, San José de Apartadó)

Der Umstand, dass die Zone von San José de Apartadó ein Rückzugsraum der FARC war und sie von den Bewohner_innen überwiegend akzeptiert wurde, hatte zur Konsequenz, dass die FARC versuchte unter den Bewohner_innen und insbesondere unter den Jugendlichen San José de Apartádós neue Kämpfer_innen zu rekrutieren. Für ihre Interessen und Ziele, die offensichtlich über die Kontrolle des Gebietes von San José de Apartadó weit hinausgingen, hatte die FARC einen konstanten Bedarf an neuen Kämpfer_innen.

Während dieser Zeit war der gerade zitierte Bauer G.T., der im Weiler La Unión geboren worden war, in dem Alter, in dem die Guerilleros die Jugendlichen ansprachen. Zum Zeitpunkt des Schreibens dieser Arbeit war er Anfang 40 Jahre alt und lebte in dem

Weiler Mulatos. Er hat mich mehrere Male dorthin und auch wieder mit zurückgenommen, und nicht zuletzt wegen dieses achttündigen Weges ist mir von ihm nicht nur, aber eben sehr gut seine Rückenansicht während dieser Auf- und Abstiege aus der Serranía in Erinnerung geblieben. Sein nach Taten drängender Gang zog mich die Hänge mit hoch und durch einige schlammige Lehmwege hindurch. Sein fröhliches Pfeifen, das seinen sich im Rhythmus des Mauleselschrittes wiegenden Rücken und seinen auf das weitschweifende Grün der Landschaft ruhenden Blick begleitete, ist der Soundtrack zu meinen Erinnerungen an die gemeinsamen Aufstiege. Sein Mut und Optimismus, auch in durchaus kritischen Momenten, machen ihn zu einen der beliebtesten und angesehensten Führer_innen der Friedensgemeinde. Er wurde mit 21 Jahren in den ersten Internen Rat hinein und seitdem immer wieder gewählt, was ihn zu dem einzigen Führer San José de Apartadós macht, der durchgehend Mitglied des Internen Rates ist. Es war G.T., der in der Eingangsvignette, im Prolog zu dieser Arbeit, die Sig Sauer Pistole mit einem Zimmermannshammer zerschlug. Laut seiner Schilderung rekrutierte die FARC Anfang der 1990er Jahre in dieser Region nicht unter Zwang, was scheinbar nicht nötig war, weil viele Jugendliche sich freiwillig anwerben ließen. Doch nicht alle Jugendlichen wollten das, wie eben G.T., der in der Schilderung des auf ihn zielenden Rekrutierungsversuches durch die FARC auch andere Probleme ansprach, die es mit den Guerilleros gegeben hatte:

Es gab eine Zeit, da sagten mir die Guerilleros: ‚Du bist ein guter Junge, sehr fleißig und sehr ernst. Wir geben dir ein Funkgerät und wir geben dir eine Waffe. Ohne Vorbereitung, wir geben sie dir einfach so.‘ Aber ich sah einige Milizionäre der Guerilla, die waren chaotisch. Sie nahmen ihre Waffen mit zu den Feiern, es gab jede Woche eine Feier im Weiler La Unión und sie endete jedes Mal mit Streit zwischen ihnen. Sie kämpften betrunken miteinander, alle miteinander ringend, chaotisch. Man sah diese Sachen, ich war klein, naja ich war jung, aber diese Sachen bekam man mit.

P.N.: Wie alt warst du da?

Ich war etwa 15 Jahre alt, so etwa 15. Na gut, einige von denen sagten: ‚Also was, arbeiten wir gemeinsam, oder was?‘ Also sagte ich höflich: ‚Ja ist gut, aber lasst mich noch ein bisschen darüber nachdenken. Lasst mich noch ein wenig nachdenken, aber die Sache sieht gut aus, sie sieht gut aus, die Sache.‘ So hatte ich etwas Ruhe, aber nach einer Weile fragten sie wieder: ‚Und, hast du darüber nachgedacht?‘ Ich sagte: ‚Um ehrlich zu sein, habe ich noch nicht darüber nachgedacht, noch habe ich nicht gedacht mit euch zu gehen.‘ Den Milizionären beizutreten war leicht, aber den Einheiten der Guerilla beizutreten war schwer. Es gab Regeln für die Personen, die dort hinwollten, sie mussten erst mit den Kommandanten sprechen. Die gaben eine politische Ansprache oder so etwas und dann musste man nochmal darüber nachdenken. Und von Anfang an sagen sie dir, dass die Sache schwierig wird, dass du dort leiden wirst. Wenn du kommen wolltest, weil du schlecht drauf warst oder weil dich die Freundin verlassen hat oder weil du mit irgendjemand Streit hattest und dich rächen wolltest, das ging nicht. Bei den Milizionären im Gegenzug konnte man ganz einfach eintreten, – um wieder herauszukommen, das war allerdings schwieriger. Ich habe das nie gemocht. (G.T., 17.09.2013, San José de Apartadó)

Bemerkenswert an diesem Ausschnitt sind die von G.T. geschilderten Alltagsstrategien und ihre historischen Kontinuitäten, die sich hier im Umgang mit der FARC und ihren Rekrutierungsversuchen zeigen, wie bspw. das ausweichende Antworten, das Herauszögern von Entscheidungen und das strategische Hinhalten, welche später, während der Eskalation der Gewalt ab Mitte der 1990er Jahre, verfeinert wurden und die nach der Gründung der Friedensgemeinde erst recht zu dem Set lebenswichtiger Praktiken zählen sollten, insbesondere auch während der Begegnungen mit staatlichen Sicherheitskräften (Siehe hierzu Kapitel 4.2).

Darüber hinaus wurde die Präsenz der FARC in der Zone um San José de Apartadó bei weitem nicht von allen Bewohner_innen gutgeheißen oder akzeptiert. Die Bäuerin A.U. bspw., deren Geschichte im Folgenden noch größere Aufmerksamkeit bekommen wird, berichtete mir von ihrem ersten Ehemann, der weder mit der Präsenz der Guerilla noch mit der der *Unión Patriótica* einverstanden war:

Mein erster Mann hasste die Guerilla und die Unión Patriótica. Wir lebten zusammen im Weiler Mandarinos und er sprach immer schlecht über sie. Einmal ging er nach Apartadó, um zu arbeiten. Als er wieder kam, traf er eine Gruppe bei unserem Haus. Die Leute kamen und fragten mich, ob ich es erlauben würde, dass sie in der Nähe ihr Camp für die Nacht aufschlugen. Sie schlugen ihr Camp auf. Sie fragten mich auch, ob ich es erlauben würde, dass sie etwas kochten. Also nicht im Haus, sondern dort, wo sie ihr Camp aufschlugen. Ich sagte: ‚Macht.‘ Und als er kam, wurde er böse. Er kam und wurde böse, was die Leute hier machen würden, die würden hier nichts verloren haben. Ich sagte ihm: ‚Na, dann sag es ihnen und nicht mir.‘ Warum ich die Leute nicht rausschmeißen würde. Ich sagte ihm: ‚Mir tun sie nichts, noch habe ich jemals gehört, dass sie etwas den Bauern tun. Das sind Menschen wie ich.‘ ‚Dir gefallen wohl diese Leute?‘ Ich sagte: ‚Nein, sie gefallen mir nicht, aber es sind Menschen, die niemanden etwas tun, zumindest haben sie mir noch nie etwas getan, noch haben sie mich verfolgt. Warum soll ich sie herauswerfen? Warum? Wenn du sie rausschmeißen möchtest, dein Haus ist deins, dein Land ist deins, geh selbst.‘ Er sagte immer, dass die Kommunistische Partei voller Hurensöhne, Diebe, Viehräuber und Schläger sei. Für mich war das so nicht, so dachte ich nie. (A.U., 18.03.2008, San José de Apartadó)

Die Einstellung der Bewohner_innen gegenüber der Guerilla war also einerseits durchaus ambivalent und andererseits veränderte sie sich auch über die Zeit. Es gab Personen, die sich mit dem politischen Projekt der Guerilla identifizierten und es gab Personen, die die Guerilla als Akteur der Kontrolle und Ordnung akzeptierten. Es gab aber auch Personen, die die FARC für Verbrecher_innen hielt sowie es Personen gab, die die FARC solange unterstützten, solange sie Vorteile daraus zogen. Pedro Valenzuela, ein Politikwissenschaftler der Universidad Javeriana, bringt die sich wandelnden Beziehungen zwischen der FARC und den Bewohner_innen der von jener kontrollierten Zonen wie San José de Apartadó, mit dem territorialen Kontrollverlust der FARC Mitte der 1990er Jahre und ihrem damit einhergehenden zunehmend autoritäreren Auftreten gegenüber den Bewohner_innen in Verbindung:

Für viele Jahre war der Akteur, der dort war und von der Gemeinschaft akzeptiert wurde, die FARC. Den Staat sah man nirgends. Die FARC verwandelte sich in eine Art Proto-

Staat, sagen wir mal, dass sie die Beziehungen der Gemeinschaft regelten. Die Bauern erzählen, dass sie die FARC lange Zeit unterstützt haben und dass sie sie unterstützten, weil diese sich, wie sie es sagen, für ein humanistisches Projekt einsetzen würden. Das Problem ist, dass die FARC mit der Zeit beginnt immer autoritärer zu werden in der Kontrolle der Region. So entwickelten sich Brüche. Vielleicht wurde auch der ein oder andere Ungehorsame ermordet. So dass, als der Angriff des Staates und der Paramilitärs begann, nicht mehr die ganze Gemeinschaft die Guerilla unterstützte. (Pedro Valenzuela, Politikwissenschaftler der Universidad Javeriana, 29.07.2013, Bogotá)

Mitte der 1990er Jahre veränderten sich die Beziehungen zwischen der FARC und den Bewohner_innen San José de Apartadó. Einerseits geriet die Guerilla militärisch unter Druck, was dazu führte, dass sie ihren quasi-staatlichen Funktionen in der Zone weniger nachging, dafür aber die soziale und politische Kontrolle über die Bevölkerung intensivierte. Andererseits registrierten die Bewohner_innen San José sehr genau, dass die Mitte der 1990er Jahre sich im Urabá ausbreitenden paramilitärischen Gruppen insbesondere Bewohner_innen von Zonen zu verfolgen begannen, die von der FARC kontrolliert wurden. Laut Uribe de H. war dies der Zeitpunkt, an dem sich die Bewohner_innen von der Jahrzehnte existierenden öffentlichen Ordnung der FARC emanzipierten (Vgl. 2004, 93–94).

Nach der Darstellung der heutigen Bewohner_innen war das Jahrzehnt zwischen 1984 und 1994 eine Blütezeit der lokalen Entwicklung in San José de Apartadó, in der verschiedene wirtschaftliche, politische und militärische sowie nationale und internationale Akteure, wie die Kooperative *Balsamar*, die *Unión Patriótica*, die holländische Entwicklungszusammenarbeit, die *Juntas de Acción Comunal* sowie die FARC, zusammenarbeiteten. Inwiefern die Bewohner_innen tatsächlich mit allen Akteuren gleichermaßen sympathisierten, lässt sich anhand heutiger Interviews nicht stichhaltig rekonstruieren. Offensichtlich wird es sich bei den Bewohner_innen von damals, die sich nicht unbedingt mit den heutigen Bewohner_innen decken, ebenfalls um keine homogene, total integrierte und harmonische Gemeinschaft gehandelt haben, die frei von Konflikten und Widersprüchen war. Neben wohlmöglich bereits existierenden politischen Sympathien hatte die Zusammenarbeit von Kooperative, *Unión Patriótica* und FARC in diesem Zeitraum konkrete Vorteile für die Bewohner_innen der Region. Wegen der Kooperative *Balsamar* lebten die Kleinbäuer_innen nicht allein von der Subsistenzwirtschaft, sondern hatten mit der Kommerzialisierung von Kakao und Mais auch Einkünfte. Die Kooperative generierte darüber hinaus Einnahmen, die in die Verbesserung der sozialen Infrastruktur flossen. Die *Unión Patriótica* vertrat nicht nur einfach die Interessen der Kleinbäuer_innen, sie stellte auch einen Rahmen zur Verfügung, in dem sich die Kleinbäuer_innen organisierten, und sie sorgte für eine politische Grundausbildung der Bewohner_innen. Aus dieser gingen nicht nur einige Lokalpolitiker_innen hervor, die für die *Unión Patriótica* in Stadträten und Landesparlamenten saßen, sondern auch Führer_innen für die *Juntas de Acción Comunal*, für die Kooperative und nicht zuletzt für die Friedensgemeinde heute. Die militärische Präsenz der FARC wurde sicherlich von einigen Bewohner_innen unterstützt, während sie von anderen eher hingenommen wurde. Vorgezogen wurde die FARC als militärischer Akteur, der quasi-staatliche

Funktionen erfüllte, nach den Erfahrungen mit dem Militär und staatlichen Institutionen allerdings von der Mehrheit der Bevölkerung.

Für den Zeitraum von der Besiedlung der Zone um San Jose de Apartadó Anfang der 1960er Jahre bis zur Eskalation der Gewalt Mitte der 1990er Jahre lässt sich zusammenfassend Folgendes sagen: Die Vorgeschichte der Friedensgemeinde wurde geprägt von den Ambitionen kleinbäuerlicher ‚Colonos‘, die in den 1960er Jahren in diese Zone zogen. Diese Ambitionen resultierten aus der Hoffnung auf eine bessere und sichere Zukunft und beruhten auf dem Ideal einer solidarischen kleinbäuerlichen Lebensweise. Die ehemalige Bürgermeisterin der Kreishauptstadt Apartadó Gloria Cuartas (1995-1997) charakterisierte die Zeit wie folgt:

Zwischen den 1960er und 1990er lebte dieses Dorf ein anderes historisches Kapitel. Da war die Unión Patriótica, da waren all die politischen und ökonomischen Diskurse, da war die Vitalität der 70er und eine Energie dieses Territorium neu zu gestalten. Die Friedensgemeinde sind die Kinder dieser Hoffnung der 70er und 80er, der Hoffnung in dieser Serranía ein kleinbäuerliches Langzeitprojekt zu entwickeln. (Gloria Cuartas, 15.05.2008, Bogotá)

Die heutigen Bewohner_innen der Friedensgemeinde sind die Kinder dieser ‚Colonos‘, die vielleicht nicht mehr dieselben politischen Ideale teilen, aber noch einige ihrer Hoffnungen. Staatliche Institutionen waren dabei in der Geschichte San José de Apartadó nicht abwesend, sondern zeigten eine zurückhaltende, ambivalente und selektive Präsenz, sowohl in dem Agieren regionaler Behörden als auch in den Vorstellungen, die sich die Bewohner_innen von San José von ihnen machten. So erklärten bspw. staatliche Behörden die Region nach ihrer Besiedlung auch offiziell zu einer Besiedlungszone und titulierte in begrenztem Umfang Land, mit der ANUC unterstützte eine staatlich gegründete Organisation die Interessen der Bäuer_innen, und die holländische Entwicklungszusammenarbeit war mit der staatlichen Entwicklungsbehörde abgestimmt. Gleichzeitig machten sich die Bäuer_innen von der nationalen Regierung geschaffene juristische Figuren wie die *Juntas de Acción Comunal* zunutze, organisierten sich in legalen Parteien des politischen Systems oder bekleideten öffentliche Ämter, um Forderungen an staatliche Institutionen zu formulieren, worin sie ihre Vorstellungen von den Aufgaben und Funktionen des ‚Staates‘ ausdrückten, die im Kern in der Gestaltung von Rahmenbedingungen lag, die die Entwicklung einer kleinbäuerlichen Lebensweise in der Serranía de Abibe ermöglichen sollten. Auch die staatlichen Sicherheitskräfte waren in der Region präsent, allerdings verfolgten sie die Bewohner_innen der Region anstelle sie zu schützen, während mit der FARC ein illegaler bewaffneter Akteur die lokale öffentliche Ordnung regelte. Diese lokale öffentliche Ordnung erlebte Mitte der 1990er Jahre eine scharfe Zensur, die u.a. dazu führte, dass die ambivalente und distanzierte Beziehung zwischen den staatlichen Institutionen und den Bewohner_innen der Zone in ein offenes gegenseitiges Misstrauen umschlug.

Eskalation des Konflikts in der Serranía de Abibe

Als die *Autodefensas Campesinas de Córdoba y Urabá* (ACCU) sich Anfang der 1990er Jahre vornahmen, die Region zu erobern, verlief ihre Offensive vom Norden aus kommend

in Richtung Süden entlang der zentralen Achse der Bananenzone, der Städte Turbo, Apartadó und Chigorodó. Erst von dort aus begannen sie in die ländlichen Gebiete östlich und westlich der Bananenzone einzudringen. Das Gebiet um San José de Apartadó wurde mit einer Verzögerung zum militärischen Objekt der paramilitärischen Eroberungsbestrebungen, so dass die Bewohner_innen zunächst auf die Gewalt in der Bananenzone wie auf eine Vorbotin hinabsahen, ohne genau zu wissen, was diese für sie bringen würde:

Die Verfolgung der 1990er begann in der Bananenzone, nicht hier in dem oberen Teil. Er begann in der Bananenzone mit Massakern an 25, 30 Bananenarbeitern und in den Armenvierteln. Das Ziel des Paramilitarismus war es, diesen politischen Vorschlag der Unión Patriótica zu vernichten, der immer größeren Einfluss auf nationalem Niveau bekam. Ihnen kam die Waffenabgabe der EPL gerade recht, denn die stärkte den Paramilitarismus. Von all denen, die sich demobilisierten, gingen einige in die Politik, andere bewaffneten sich wieder in den Comandos Populares. So wuchs der Paramilitarismus. Er kündigte sich an, bspw. kam 95 Carlos Castaño nach Apartadó und sagte, wir werden Apartadó mit Blut und Feuer erobern. Sie fingen an, die Jugendlichen mitzunehmen und auszubilden. Viele Leute, richtig viele Leute, mussten woanders hingehen. Aber den Teil hier oben hatten sie sich noch gar nicht vorgenommen. Trotzdem spürten wir, wie sich der Konflikt von Tag zu Tag zuspitzte, aber wir wussten nicht, was wir erleben sollten. (M.B., 17.03.2008, San José de Apartadó)

Die Verknüpfung zwischen der Demobilisierung der EPL im Urabá und dem Anstieg der politischen Gewalt wird nicht nur von M.B. hergestellt. Die demobilisierten EPL-Kämpfer_innen hatten offensichtlich sehr gute Kenntnisse über die Strukturen der FARC, aber auch über die Strukturen der zivilen politischen Organisationen, wie die *Juntas de Acción Comunal* oder die *Unión Patriótica*. Als sich ein Teil der demobilisierten EPL-Kämpfer_innen aus anderen Gründen, wie bspw. fehlender Sicherheitsgarantien, zunehmender Verfolgung und mangelnder Möglichkeiten der ökonomischen Integration, wiederbewaffneten, war ihr ‚operatives‘ Wissen über die politisch-militärischen Strukturen in der Region von strategischer Bedeutung für die paramilitärische Eroberung der Region.

Auch J.E., gefragt zur Entwicklung des bewaffneten Konfliktes in San José de Apartadó Anfang der 1990er Jahre, verweist als erstes auf die Rolle demobilisierter EPL-Kämpfer_innen:

Im Jahr 1991, als es zu Verhandlungen der Guerillagruppe EPL mit dem kolumbianischen Staat kam, angeblich auf der Suche nach Frieden, die führte zur Verschlimmerung des Konfliktes hier in der Zone. Die EPL demobilisierte sich, fast alle, und dann schlossen sie sich zunächst dem Militär an und später dem Paramilitarismus. Sie bekamen auch eine politische Partei, die ‚Esperanza, Paz y Libertad‘ hieß. Aber als sie sich den Paramilitärs anschlossen, da begann der Angriff auf die Bauern dieser Zone. Das richtete sich zuerst gegen alle Führer, die der Juntas de Acción Comunal in den Weilern und die der Unión Patriótica, gegen die Stadträte, Bürgermeister, Abgeordnete, und dann generell gegen alle Bauern. Da kamen all die Massaker, sie begannen in der Bananenzone und kamen dann in die Weiler. Also da verlegte sich alles mehr in die

ländlichen Zonen, da begann man Massaker und selektive Morde zu sehen. Sie begannen ohne Rücksicht zu morden. Und das passierte, nachdem sich die EPL dem Militär und den Paramilitärs anschloss. (J.E., 20.03.2008, San José de Apartadó)

Auf Grund der Erfahrungen mit gescheiterten oder wenig erfolgreich verlaufenden Demobilisierungen von bewaffneten Gruppen, wie die des EPL 1991, aber auch die der Paramilitärs 2006, existiert unter den Bewohner_innen San José de Apartadó bis heute eine große Skepsis gegenüber Demobilisierungsprozessen bewaffneter Gruppen (Siehe hierzu Kapitel 5.1). Das Überlaufen von EPL-Kämpfer_innen zu den Paramilitärs, welches, in den Augen der Bewohner_innen, ihre systematische Verfolgung und Ermordung verschlimmerte, hat zu der Einsicht beigetragen, dass „die schlimmsten Mörder in dieser Region demobilisierte Guerilleros sind“, wie es der kleine Bruder von G.T. formulierte (A.T., 15.08.2015, San José de Apartadó). Die Dominanz der *Unión Patriótica* in San José de Apartadó reichte aus, dass die Paramilitärs keine Unterscheidung zwischen ziviler Bevölkerung und Guerilla-Kämpfer_innen in der Zone machten und deren Bewohner_innen zum Objekt ihrer politischen Verfolgung erklärte (Vgl. auch Uribe de H. 2004, 92).

Ab dem Jahr 1994 wurde das Gebiet um San José de Apartadó zum Austragungsort des bewaffneten Konfliktes zwischen der Guerilla und dem die Zone erobern wollenden Militär und der paramilitärischen Gruppe ACCU. Diese Offensive kam in zwei Phasen: Zunächst drang ab 1994 vermehrt das Militär in die Zone ein, das Gefechte mit der Guerilla führte und einzelne Bewohner_innen selektiv verfolgte und ermordete. Die zweite Phase begann Anfang des Jahres 1996, als die ACCU in die Zone eindrang und alle Bewohner_innen zum Ziel von Bedrohungen, Ermordungen und Vertreibungen wurden. Für die Darstellung dieser Zeit werde ich weiterhin auf die Erzählungen von den bereits bekannten Bäuer_innen M.B., J.E. und G.T. zurückgreifen, aber auch die bereits einmal erwähnte Bäuerin A.U. und ihre Geschichte vorstellen. Die Intensivierung des bewaffneten Konflikts in San José de Apartadó zeigte sich zunächst in zunehmenden bewaffneten Auseinandersetzungen zwischen dem Militär und der Guerilla FARC. Der Bauer G.T. konnte sich noch sehr gut an eines der ersten größeren Gefechte erinnern, das er erlebt hatte, und berichtete davon wie folgt:

Ich war noch klein, naja jung. So etwa 1994 war das erste Mal, dass es ein schweres Gefecht auf der Seite des Weilers Arenas gab. Ich lebte im Weiler La Unión und da kamen Flugzeuge und Helikopter vorbei, die bombardierten alles. So etwas hatte ich noch nie gesehen. Sie warfen bengalisches Feuer. In dem Moment, als sie die Bengalos abwarfen, rannte ich weg. Ich hatte viel Angst, sehr viel Angst. Unser Haus stand auf einem kleinen Hügel, und als ich das sah, es war schon sieben Uhr abends, dieses helle Licht, das war taghell. Es war ein leuchtender Ball und es sah aus, als würde er sich nicht bewegen. Ich dachte, das kommt direkt auf mich zu. Also rannte ich hinter einen Hügel, dort versteckte ich mich, bis es ausging. Es kam ganz langsam herunter, ganz langsam, bis es ausging. Es ging aus und sie warfen weitere ab und die Flugzeuge bombardierten weiter. Da starben viele Leute, auch Zivilisten. Bei dem Gefecht war die Sache schwierig, sehr schwierig. Am nächsten Tag kam ein Guerillero vorbei. Und wegen der ganzen Geschichte, weil wir so etwas noch nie gesehen hatten, fragten wir ihn. Also er sagte uns, dass das Bengalos waren. Er sagte, dass sei, um die Truppen zu orten und zu posi-

tionieren, um das alles zu sehen. Der Guerillero sagte, dass die Bombardierungen für die Guerilla keine Gefahr sind, dass sie der Guerilla nicht schaden. Sie verstecken sich hinter den großen Bäumen im Wald, da passiert ihnen nichts. Er erklärte viele Sachen. Jedenfalls von da an begannen wir, viele Gefechte zu hören. (G.T., 17.09.2013, San José de Apartadó)

Nicht nur, dass die Gefechte selbst eine Gefahr für die in der Zone lebende Bevölkerung darstellte, sie veränderten auch die Beziehung zwischen den Bewohner_innen und insbesondere den nun in der Zone kämpfenden Soldat_innen. War die Beziehung zwischen den Bewohner_innen der Zone und dem Militär schon vor diesen Gefechten und während der sporadischen Patrouillen der Soldat_innen in der Vergangenheit schwierig, verschlimmerte sie sich nun laut G.T. mit den zunehmenden Gefechten erst recht:

Da begannen wir eine sehr feindselige Haltung der Soldaten gegenüber den Leuten wahrzunehmen. Die Soldaten beleidigten einen, schlugen, sie befahlen einen, sich auf den Boden zu legen und fesselten einen. Uff, das war ziemlich schwierig mit den Soldaten. Sie behandelten einen wie Guerilleros oder Milizionäre. ‚Wo ist die Guerilla?‘ schrien sie und beleidigten einen. Wenn man sagte, ‚ich weiß nichts, ich weiß nichts‘, schrien sie, ‚Wie solltest du das nicht wissen?‘ und schlugen einen. Viele Leute wurden verprügelt, sie wurden zwei, drei Tage festgehalten, gefesselt und verprügelt. Die Leute hatten sehr viel Angst. Zum Beispiel in dem Weiler Mulatos flohen die Leute vor den Soldaten. Die Weiler Mulatos, Esperanza, La Resbalosa, Las Nieves wurden zu roten Zonen erklärt. In den Operationen des Militärs hatten die Soldaten den Befehl, auf jede Person zu schießen, die sie in diesen Weilern antrafen, egal ob sie bewaffnet oder zivil sei. Und so ließen sich die Leute nicht antreffen. Immer wenn sie hörten, dass es eine Militäroperation geben würde, rannten die Leute weg, sie flüchteten und ließen sich nicht blicken. Und wenn doch jemand da war, uh, auf den schossen sie. (G.T., 17.09.2013, San José de Apartadó)

Laut den Ausführungen der Bewohner_innen, stellten die Soldat_innen die Kleinbäuer_innen unter Generalverdacht, die Guerilla zu unterstützen. Die Militärs hätten demnach in den Gefechten teilweise bewusst keine Unterscheidung zwischen zivilen und bewaffneten Personen gemacht. Aber nicht nur in Gefechten wurde kein Unterschied gemacht, auch wurden Bäuer_innen gezielt auf Wegen abgefangen, gefoltert und ermordet, wie Giraldo dokumentiert hat (Vgl. 2010, 21). Die offene Feindseligkeit gegenüber der Bevölkerung stärkte wechselseitig auch die Ressentiments der Bäuer_innen gegenüber dem Militär.

Um einen Eindruck von der Verfolgung durch das Militär und dessen Konsequenzen für die Bewohner_innen der Zone Mitte der 1990er Jahre zu geben, möchte ich die Geschichte von Alberto Yepes bzw. seiner Witwe, der Bäuerin A.U., wiedergeben, die bereits im vorangegangenen Abschnitt kurz zu Wort kam. Sie eignet sich m.E. deshalb gut, weil sie auch an anderer Stelle belegt ist (Vgl. Giraldo Moreno 2010, 27–29) und weil sie von A.U. mit einer Offenheit und Anschaulichkeit erzählt wurde, die auf bedrückende Weise die Lebensbedingungen der von dieser Verfolgung Betroffenen illustriert. Ich habe A.U. während meiner ersten Aufenthalte im Jahr 2006 und 2008 kennengelernt und weil ich 2008 manchmal in der Gemeindegasse aß, die sie zu dem Zeitpunkt lei-

tete, hatte ich häufiger die Gelegenheit sie zu erleben. Aus Gründen, die mir niemand richtig erklären wollte, lebte sie nicht mehr in San José de Apartadó, als ich 2013 dorthin zurückkam. Ihr Auftreten war imposant. Sie hatte die physische Erscheinung einer Ringerin, in der sich die Jahre der landwirtschaftlichen Arbeit scheinbar stetig eingeschrieben hatten, und eine durchdringende Stimme, deren Intonation potenziellen Widerspruch, bspw. den ihrer Söhne, die sie regelmäßig in der Küche besuchten, vorab unterband. Ihr Gespür für die Stimmung der Mitmenschen sowie für den Hunger ihrer Gäste schien untrüglich. Die fürsorgliche Heiterkeit ihres Lachens erwärmte einem das Herz, während die anhaltende Trauer ihres Blickes einen verstummen ließ. Wie viele Bewohner_innen war sie nicht in San José de Apartadó geboren. Sie stammte aus dem Ort Remedios in Antioquia, und kam mit 17 Jahren in die Region. Mit Alberto Yepes, ihrem zweiten Ehemann, zog sie in den Weiler Arenas Bajas:

Er hatte dort ein Stück Land, ein Haus, Vieh, ökonomisch lebten wir sehr gut. Er gehörte der Unión Patriótica an, als ich mit ihm zusammen war, zumindest noch für drei Jahre. Er meinte, dass die Partei Ungerechtigkeiten beging und sagte immer: ‚Die Revolution macht man mit den Leuten, nicht gegen sie‘. Also traf er sich mit der Partei und sagte ihnen, dass er austrete, weil ihm ihr Vorgehen nicht gefiel. Er war nicht einverstanden damit, dass man Leute umbrachte, dass man Leute vertrieb. Er war Lasttiertreiber, ein Mann, der viel arbeitete, von fünf Uhr am Morgen bis um sieben Uhr am Abend. Und wenn der Mond von sechs bis sechs am Himmel stand, kam er auch erst um acht Uhr. Er arbeitete auf den Feldern und Weiden, er war ein Arbeitstier. Aber er arbeitete als Lasttiertreiber, was zu einem Problem wurde. Als er aus der Partei austrat, sagte er, ich unterstütze euch weiterhin, aber nicht als Mitglied. Er war Transporteur und alle nahmen ihn in Anspruch. Er transportierte für die Guerilla, er transportierte für das Militär. Zum Beispiel, wenn er in die Serranía hochging, um Holz zu holen, wieder herunterkam und es abgeladen hatte und wieder hochgehen wollte, kam zum Beispiel gerade ein Auto mit Essen: ‚Don Alberto, tust du uns den Gefallen und bringst uns das zu dem und dem Ort?‘ Er brachte es. (A.U., 18.03.2008, San José de Apartadó)

Alberto Yepes war nicht nur Mitglied der *Unión Patriótica* gewesen, aus der er 1991 austrat (Vgl. Giraldo Moreno 2010, 27), er verdiente seinen Lebensunterhalt unter anderem damit, dass er den Bewohner_innen der Region den Transport von Waren mit seinen Mauleseln anbot. Diese Transportmöglichkeit wurden neben den Bäuer_innen, auch von der FARC und dem Militär genutzt. Diese Dienstleistung war scheinbar akzeptiert, was sich allerdings ändern sollte, als die paramilitärische Gruppe ACCU in die Region kam. Da begann seine Verfolgung, die mir A.U. sehr detailliert schilderte und die ich im Folgenden wiedergebe:

Das Problem begann, als die Paramilitärs in die Region kamen. Da fiel auch dem Militär auf, dass er Essen für die Guerilla transportierte, und da begann die Verfolgung. Ja, er war nur noch am Rennen. Wenn jemand sagte, das Militär kommt, rannte er. Das Militär verfolgte ihn, sie kamen zu unserem Haus, fragten nach ihm. ‚Ah, der ist nicht da‘, ‚Ah, vor Stunden ging er dort hin‘, so versuchte ich sie von seiner Fährte abzubringen. Einmal kam jemand zum Haus und sagte ihm, dass das Militär in dem Weiler Arenas Altas ist, wir lebten in Arenas Bajas. Er ging zu einer anderen Finca. Er hatte drei Fincas,

also ging er zu der Finca, die am weitesten weg lag. Am Morgen kam er zurück. Wir sind so verblieben, dass, wenn das Militär näherkommt, ich ihn warne und ein Kind schicke. Wenn das Kind nicht an einem bestimmten Ort auf ihn wartet, dann ist das Militär nicht da. Er kam am Morgen, weil man mir sagte, dass das Militär umgekehrt sei. Also kam er ins Haus, frühstückte und dann ging er sofort arbeiten, ein Stück Land säubern, um Mais und Reis zu säen. Am Nachmittag kam er wieder. Er kam zum Haus und sagte mir, dass er wieder zur Finca gehen werde, für den Fall, dass das Militär in der Nacht käme. Besser er geht wieder zur anderen Finca, dachte ich und sagte ‚Geh‘. Er bereitete Stroh für den Maulesel vor und die Sachen, die er am nächsten Morgen brauchen würde. Doch plötzlich sagte er zu mir: ‚Nein, besser, ich gehe nirgendwo hin, ich bleibe besser hier.‘ Er legte sich in die Hängematte. Das wunderte mich. Immer aß er das Essen, das ich ihm vorsetzte, das Essen, das es gab, ohne jemals zu sagen: ‚Nein, das will ich nicht, ich will jene Sache‘. Aber an diesem Tag fragte ich ihn, ob er essen möchte und er sagte mir: ‚Nein, ich möchte dieses Essen nicht, ich möchte heißen Reis mit Mayonnaise.‘ Ich stand auf und machte den Reis. Also es gab ja Reis, aber er wollte heißen, heißen Reis, der nicht wieder aufgewärmt war, mit Mayonnaise. Ich stand auf, stellte den Reis auf den Herd, kam zurück, setzte mich wieder und nähte.

Ich war gerade am Nähen und stand auf, um nach dem Reis zu schauen. Ich ging in die Küche und als ich wieder herauskommen wollte, trat er ein und sagte zu mir: ‚A., dies war mein letzter Tag.‘ Ich fragte ihn: ‚Warum, was ist passiert?‘ Zwei Tage vorher war ihm ein Ast auf den Kopf gefallen, er trug sogar einen Verband. Ich dachte, dass er starke Schmerzen hatte, dass es ihm schlecht ging. Und er sagte mir: ‚Nein, das Militär ist hier, wir sind umstellt.‘ Ich sagte ihm: ‚Renne nicht weg, sonst bringen sie uns mit den Kindern um.‘ Und er sagte mir: ‚Nein, es gibt keinen Fluchtweg mehr, um wegzurennen, aber ich lasse mich auch nicht lebend gefangen nehmen.‘ Das sagte er fast täglich, dass er sich von diesen Leuten nicht lebend gefangen nehmen lasse, denn diese Leute folterten, diese Leute erniedrigen, und ins Gefängnis würde er auch nicht gehen. Außerdem hörte man Gerüchte, dass sie ihn nicht ins Gefängnis stecken wollten, sondern töten würden. Also ging ich mit viel Angst raus und schaute. Wir waren tatsächlich umstellt. Es gab keine einzige Richtung mehr, in die man fliehen konnte.

Ein Mann rief ihn und schrie... – man nannte ihn ‚der Verrückte‘ und weil sie bereits alle Informationen über ihn gesammelt hatten, nannten sie ihn gleich bei seinem Spitznamen ‚Verrückter‘: ‚Hey Verrückter, komm her!‘ Und er antwortete ihm: ‚Nein Bruder, wenn ihr mich braucht, kommt rein in mein Haus.‘ Er rief wirklich: ‚Nein, komm her!‘ und fing an, sich zu entspannen. Ich sagte zu ihm: ‚Ay Alberto, geh hin, mach es für die Kinder, lehn dich hier nicht zurück, sie werden sie töten. Sie werden die ganze Familie umbringen.‘ Also ging er raus. Er sollte sich sofort identifizieren. Der Mann fragte ihn ‚Wie heißt du?‘ und er antwortete: ‚Ich bin Alberto Yepes, genannt der Verrückte, den ihr seit 5 Jahren verfolgt. Wofür braucht ihr mich?‘ Sie riefen: ‚Leg dich auf den Boden Bruder, Gesicht nach unten!‘ und er antwortete: ‚Nein, hier leg ich mich nicht hin. Macht was ihr wollt, aber ich leg mich hier nicht hin.‘ Also rief ich ihm zu: ‚Ey Alberto, leg dich hin, sie werden dir nichts tun.‘ Ich dachte tatsächlich, dass sie ihm nichts tun würden. ‚Leg dich hin, mach es für die Kinder Alberto.‘ Also legte er sich hin, Gesicht nach unten. (A.U., 18.03.2008, San José de Apartadó)

Die Erzählung von A.U. gibt m.E. einen ziemlich plastischen Einblick in die Lebenssituation, aber auch in die Gedankenwelt einer Angehörigen von einer politisch verfolgten Person. Zunächst sind da alltägliche Strategien der Lebensgestaltung, wie Unwissen vortäuschen, Aufenthaltsorte wechseln oder das Schicken von Kindern an einen bestimmten Ort als Kommunikationsmittel, die das physische Überleben während der Verfolgung ermöglichen. Diese ordnen sich in alltägliche Routinen ein, die trotz der Verfolgung beibehalten werden: Alberto Yepes bearbeitet weiterhin sein Land, A.U. begleitet ihn nicht auf die verschiedenen Fincas, sondern geht ihren eigenen Tätigkeiten nach. Die politische Verfolgung dominiert nicht alle Bereiche des gemeinsamen Lebens. In der konkreten Gefahrensituation zeugen die Aussagen A.U.s von einem permanenten Abwägen des Gefährdungspotentials für verschiedene Familienmitglieder. Laut ihrer Schilderung evaluierte A.U. die ganze Zeit, welche Konsequenzen das Agieren Alberto Yepes für die physische Unversehrtheit ihrer anwesenden Kinder bedeutete. Dabei ist sie offensichtlich in einem nicht auflösbaren Konflikt: Aus dem Impuls heraus ihre eigenen Kinder so gut wie möglich zu schützen, redete sie ihrem Mann zu, sich einem größeren Risiko auszusetzen.

A.U. fuhr fort zu erzählen, wie Alberto Yepes an diesem Septembertag im Jahr 1995 umgebracht wurde. Mir liegen eine ganze Reihe detaillierter Erzählungen und Berichte von verschiedenen Bewohner_innen der Friedensgemeinde über die konkreten Abläufe bei der Tötung einiger Personen vor. Das ethnographische Schreiben über Gewalt ist immer auch eine ethische Gratwanderung, wobei die Gefahr einerseits darin besteht, die Gewalt lediglich zur Schau zu stellen und andererseits das erfahrene Leid durch abstrakte Analysen zu rationalisieren (Vgl. Robben und Nordstrom 1995; Scheper-Hughes und Bourgois 2004). Ersteres reduziert die Gewalt auf ihre physischen Aspekte, macht die Opfer lediglich zu Objekten des Mitleids und neigt dazu, die sozio-kulturellen Bedingungen und Konsequenzen von Gewalt zu ignorieren. Eine daraus resultierende voyeuristische Darstellung wird zurecht als „Pornographie der Gewalt“ kritisiert (Daniel 1996, 4). Zweiteres birgt das Risiko, der Gewalt retrospektiv einen Sinn zu geben, der in der subjektiven Gewalterfahrung der Opfer nicht existiert. Diese Form der Sinngebung durch abstrakte und distanzierte Analysen neigt dazu, das menschliche Leid und den individuellen Schmerz zu vernachlässigen, den die Opfer von Gewalt erfahren haben (Zu dem Spannungsverhältnis siehe Scheper-Hughes und Bourgois 2004, 25–27). Ich begegne dieser Herausforderung, indem ich in dieser Arbeit nur sehr ausgewählte Gewalterfahrungen aufnehme und sie von denen schildern lasse, die sie erfahren haben. Leid und Schmerz sind intersubjektiv nicht vergleich- und kommunizierbar (Vgl. Scarry 1992, 11–12). Laut Améry markieren sie auch für diejenigen, die sie erleben „die Grenze sprachlichen Mitteilungsvermögens. [...] Wer seinen Körperschmerz mitteilen wollte, wäre darauf gestellt, ihn zuzufügen“ (Améry 2014, 70). Ich möchte mir deshalb nicht anmaßen mit eigenen Worten die Bedeutung vermitteln zu können, die diese Erfahrung für die Opfer hat. Aussparen möchte ich diese Schilderungen aber schon allein deshalb nicht, weil sie m.E. auch die subtilen und weniger offensichtlichen Umstände und Folgen der politischen Gewalt beinhalten, die detaillierte Einblicke in die Beziehungen zwischen den Bewohner_innen San José de Apartadós und staatlichen Institutionen sowie in das Funktionieren kolumbianischer Staatlichkeit in einer solchen

Konfliktregion erlauben. In dem folgenden Interviewausschnitt schildert A.U., wie die oben begonnene Begegnung Alberto Yepes mit dem Militär weiterging⁷⁷:

Dann nahmen sie einen Strick, um ihn zu fesseln. In dem Moment schaute er sich um und sah, wie sie einen unserer Arbeiter fesselten. Da wurde er böse. Er stand wieder auf und schrie: ‚Ich bin einverstanden, dass ihr mich fesselt. Wenn ich irgendeiner Sache schuldig bin, schulde ich sie, aber mit den Arbeitern tut ihr mir den Gefallen und zieht sie nicht mit rein. Den Arbeiter lasst ihr los oder wir werden hier Probleme haben.‘ Also sagten sie: ‚Ach ne, welche? Reg dich nicht auf, dich werden wir auch gleich fesseln.‘ Da antwortete er wieder: ‚Nein, mich werdet ihr nicht fesseln, mich werdet ihr umbringen, aber nicht fesseln. Und wenn ihr mich töten wollt, dann tötet mich jetzt.‘ Und in demselben Moment holte er eine Rula heraus, diese langen Macheten, mit denen sie auf den Feldern arbeiten, und begann, damit einen Soldaten anzugreifen. Der Soldat wich zurück, mit dem Gewehrlauf über sich, um sich gegen die Machete zu wehren, bis ein Teil von dem Gewehr absprang. Da versuchte der Soldat wegzulaufen, er drehte sich um und versuchte zu rennen, aber er verding sich in dem Stacheldrahtzaun, der dort langging. Er verding sich im Stacheldraht und stürzte. Als er sich verding und stürzte, in dem Moment begannen die anderen zu schießen.

Sie schossen zuerst auf die Beine, so dass er [Alberto] auf die Knie fiel. Die Beine waren zerschossen, er fiel auf die Knie und schaute uns alle an. Danach deckten sie ihn mit Kugeln zu. Es waren acht Soldaten, die auf ihn schossen. Er fiel um. Ich ging zu ihm und er lebte noch. [...] Da verzweifelte ich. Ich sagte zu ihnen, dass sie ihn richtig töten, es beenden sollen und sie antworteten mir: ‚Nein, er ist schon tot, das passiert, weil das Blut noch warm ist, es ist die Reaktion des Blutes, aber er ist schon tot.‘ Ich schrie sie an, dass das nicht stimmt, dass er noch lebt, dass sie ihn richtig töten sollen, weil ich sah, dass er noch lebte. [...] Dann sagten sie mir, ich solle ins Haus gehen. Sie schlossen uns ein und wir verriegelten die Tür von innen, in einem Zimmer, mich und alle Arbeiter. Sie sagten uns, dass wir die ganze Nacht nicht herauskommen können. Wir schlossen uns ein.

Eine halbe Stunde später kam einer der Männer und sagte mir, ich solle die Tür öffnen. Ich öffnete die Tür. Er kam mit einem Papier, einem angefertigten Schreiben, das er mir gab, um es zu unterschreiben. Ich las es vor dem Unterschreiben, auf dem Papier stand, dass ‚A.U., die Frau von Herrn Alberto Yepes, alias der Verrückte, bezeugt, dass er Kommandant der 5. Front der FARC war, und dass er für das Massaker in La Chinita verantwortlich ist.‘ Hier wurde ich böse und ich sagte ihm: ‚Nein, dieses Papier unterschreibe ich nicht, weil Alberto niemals, niemals ... – er kollaborierte mit der Guerilla, mit dem Militär, mit allen. Kollaborieren, ja er kollaborierte, indem er Essen mit seinen Mauleseln transportierte, aber niemals war er ein Mörder, noch damit beschäftigt, andere Leute zu verfolgen, um sie umzubringen.‘ Im Gegenteil, deswegen ist er aus der Partei ausgetreten. Also fragten sie mich: ‚Willst du diese Kinder zu Ende aufziehen?‘. Die Kinder weinten bereits, es waren sechs Kinder, sechs, weil er hatte ..., nein es waren sieben, drei hatte ich von ihm, plus die vier, die er mitgebracht hatte, die nicht von

77 Ich habe diesen Auszug trotzdem an zwei Stellen gekürzt, an denen A.U. sehr detailliert die unterschiedlichen Verletzungen Alberto Yepes beschreibt.

mir waren, sondern die er mit einer anderen hatte. Meine drei waren ruhig, die anderen weinten und weinten. Also sahen sie mich an, sie sahen die Kinder an und fragten mich: ‚Willst du die Kinder zu Ende aufziehen?‘ Ich sagte: ‚Klar, jetzt wo ihr ihn umgebracht habt, muss ich sie aufziehen, wer sonst wird sie wohl aufziehen?‘, ‚Ah, also wenn du es bist, die die Kinder zu Ende aufziehen möchte, dann unterschreib! Wenn nicht, wirst du in einer halben Stunde aussehen wie er.‘ Und da musste ich unterschreiben, ich hatte keine Alternative als das Papier zu unterschreiben.

Danach ließen sie uns die ganze Nacht nicht schlafen. Am nächsten Morgen kam die Staatsanwaltschaft, sie bargen ihn mit einem Helikopter und nahmen ihn mit. Im Krankenhaus landeten sie nicht mit ihm, wie mit einem Menschen, sondern schmissen ihn einfach über dem Krankenhaus ab. Eine Schwester von ihm wartete schon mit einem Sarg, denn sie hatte es in den Nachrichten gehört. In ganz Antioquia war es der Skandal schlechthin, dass sie einen Guerillero erschossen haben. Die Schwester wartete schon mit dem Sarg, holte ihn ab und begrub ihn sofort. Man hatte zu der Zeit Angst, eine Trauerfeier zu machen, denn damals brachten sie während der Trauerfeier noch drei, vier weitere Familienangehörige um. Es war schrecklich. Man ging zu einer Trauerfeier und wenn man am wenigsten daran dachte, kamen sie und richteten fünf mehr hin, neben dem, um den man trauerte. (A.U., 18.03.2008, San José de Apartadó)

Weil er sah, dass es für ihn keinen Ausweg mehr gab, und um zu verhindern, verhaftet und womöglich gefoltert zu werden, provozierte Alberto Yepes die Soldat_innen, ihn direkt vor Ort zu erschießen. Die Schilderung A.U.s ist über den Einzelfall hinaus so aussagekräftig, weil bspw. die wiedergegeben Dialoge der Beteiligten die Perspektiven der Soldat_innen und der Kleinbäuer_innen auf einander abbilden, ihr gegenseitiges Misstrauen offenlegen und gleichzeitig deren tödliche Konsequenzen zeigen. Dabei weist A.U. fast beiläufig auf illegale Praktiken des Militärs hin, die in den Konfliktregionen Kolumbiens weit verbreitet waren und es teilweise immer noch sind. Dazu zählt nicht nur die vorsätzlich falsche Deklaration der von Soldat_innen getöteten Zivilpersonen als Guerilleros, die sogenannten ‚falsos positivos‘, sondern auch die Erpressung falscher Geständnisse, die anschließend über die Medien verbreitet werden. Alberto Yepes für das Massaker von ‚La Chinita‘ verantwortlich zu erklären, einem überregional bekannten Verbrechen der FARC, welches bereits im Kapitel 2.2 Erwähnung fand, ist nicht nur für seine Frau empörend, es stigmatisiert die ganze Zone und schafft eine vermeintliche Realität, die, in den Augen vieler Kolumbianer_innen, das resolute Agieren des Militärs in solchen Zonen legitimiert. Wie wenig Rücksicht das Militär auf die anwesenden Kinder nahm bzw. wie es diese für die Erpressung eines falschen Geständnisses instrumentalisierte ist ein weiteres Beispiel für die Grausamkeit des illegalen Agierens staatlicher Sicherheitskräfte in solchen Regionen. Welche sozio-kulturellen Ausmaße die politische Gewalt im Urabá Mitte der 1990er Jahre erreichte, illustriert sehr anschaulich A.U.s Bemerkung über die Beerdigungen, die nicht ausgerichtet werden konnten, ohne dass auf ihnen weitere Angehörige und Freunde des Ermordeten erschossen wurden (davon berichten auch Cepeda und Rojas 2008, 130). Auf diese Weise wurden im Urabá gesellschaftliche und kulturell spezifische Totenrituale unterbunden, die für die Verarbeitung des Verlustes und das Weiterleben von Familienangehörigen, respektive derer sozio-kulturellen Gemeinschaften, fundamental sind (Vgl. Karl 2014, 171–82).

Die Verfolgung Alberto Yepes durch das Militär Mitte der 1990er Jahre war aber eben kein Einzelfall in der Serranía de Abibe. Die Bäuerin A.U. erzählte mir von einer ganzen Reihe weiterer Verfolgungen in dem Weiler Arenas, bei denen bspw. in einer Art Sippenbestrafung Personen wegen ihrer Angehörigen, die Guerilla-Kämpfer_innen waren, getötet wurden. Ich möchte hier nur eine dieser Erzählungen wiedergeben:

Als nächstes passierte das mit Orlando. Sie waren sechs Brüder, zwei [von ihnen] und Orlando waren Zivilisten, aber drei waren in der Guerilla. Einer der drei, von denen die in der Guerilla waren, ist Kommandant. Er hat Befehlsgewalt in der Guerilla. Irgendwie ist ein Mädchen dafür verantwortlich, dass sie Orlando töteten. Das Mädchen war die Geliebte eines Guerilleros. Soldaten schnappten das Mädchen. Sie sagte, dass sie sie nicht umbringen sollten und dass sie sie dort hinführen wird, wo ‚der Tod‘ [Alias eines Guerilleros] sei. ‚Der Tod‘ war einer der Brüder von Orlando, einer der Guerilleros. Das Mädchen führte sie also zu dem Camp, aber sie konnten ‚den Tod‘ nicht fassen, weil ‚der Tod‘ sich nicht leicht fassen ließ. Schließlich war er ein Guerillero und die Guerilleros lassen sich nicht leicht fassen. Als sie also zum Camp kamen und dort niemand war, und weil es um ihr oder ein anderes Leben ging, brachte sie jene zu dem Haus von Orlando. Sie sagte: ‚Nein, jetzt sind sie von hier weg, wir werden sehen, ob sie in dem Haus sind.‘ Sie gingen zu dem Haus, trafen den armen Orlando, schnappten ihn und fesselten ihn. Sie fesselten ihm die Arme hinter dem Rücken und setzten ihn auf einen Stuhl. Und während der eine ihm Fragen stellte, schoss der andere von hinten. Sie töteten ihn. Er tat niemand etwas, mischte sich in nichts ein. Wenn der Bruder kam und ihm sagte: ‚Orlando, du musst nach Apartadó fahren und eine Sache abliefern‘ antwortete er: ‚Nein Bruder, du hast diesen Weg gewählt, das ist der Weg, den du gewählt hast. Lass mich in Ruhe, denn ich muss mich um die Mutter kümmern und es ist besser, wenn du mich nicht in Probleme bringst.‘ Er kollaborierte nie mit seinem Bruder, in nichts. Und sie brachten ihn um, gefesselt. [...]

An diesem Tag hörten wir die Schüsse. Am nächsten Tag schickte ich ein Kind: ‚Geh zum Haus von Doña Dios und schau, was gestern dort passiert ist, wo die Schüsse zu hören waren, und wenn du in einer halben Stunde nicht zurückkommst, komme ich und schaue, was passiert ist.‘ Der Junge ging und kam nicht wieder. Als ich dort ankam, hielt ihn das Militär fest. Ich kam an und da lag Orlando am Boden in Uniform und mit einer Pistole in der Hand. Da wurde ich wütend, denn Orlando war jemand, der sich nicht in solche Sachen einmischte. Und als ich ihn da liegen sah, mit dieser Uniform und der Waffe in der Hand, das machte mich so wütend, ich fing an zu weinen. Also fragten sie mich: ‚Warum weinst du? Weil wir diesen Hurensohn von Guerillero getötet haben?‘ Ich antwortete: ‚Darum weine ich nicht, ich weine, weil er ein Zivilist war und er sich mit niemanden anlegte. Er muss nicht dafür zahlen, was in seiner Familie passiert. Warum schnappt ihr nicht den Bruder? Warum schnappt ihr nicht die Brüder und tötet sie? Weil das für euch zu schwierig ist. Aber weil er ein Zivilist war, brauchte man ihn nur fesseln und töten, ihm eine Uniform von euch anziehen, eine Pistole geben und sagen, dass es ein Guerillero sei.‘ ‚Aber nein, was passiert ist, dass sie Doña A., das Kind hat uns gesagt sie seien Doña A., schauen sie Doña A., wir werden Ihnen eine Sache erklären. Die Guerilleros sind gut für euch, denn die Guerilleros arbeiten am Tag und in der Nacht gehen sie raus, um zu töten. Sie, wann haben sie die Schüsse

gehört?' Ich sagte ihm: ‚Gegen sechs Uhr am Abend.‘ Und er sagte: ‚Genau, da war es Zeit für ihn die Uniform anzuziehen und die Waffe zu nehmen, um zum Töten hinaus zu gehen.‘ Ich sagte: ‚Niemals, niemals hätte er diese Sachen gemacht. Wenn er das gewollt hätte, dann wäre er mit seinen Brüdern in der Guerilla, denn die Möglichkeit hat er gehabt.‘ Aber er war nicht der Typ dafür. ‚Ah, ja, was glauben sie, wer sie sind?‘ Und da fing er an mich zu beleidigen, da wurde er sauer, weil ich ihm nicht glaubte. Da nannte er mich Hurentochter und dass ich auch eine Guerillera sei, dass das Kind auch ein Guerillero sei, denn das hätte man mit der Guerilla gesehen. Es gebe Leute, die das Kind kennen würden und es in der Guerilla gesehen hätten. Ich sagte: ‚Klar, wir leben hier auf dem Land, ich bestreite nicht, die Guerilla zu kennen. Die Guerilla ist hier in den Bergen, sie ist überall. Doch das ist, was ihr machen solltet, die Guerilla suchen und mit denen kämpfen, aber nicht mit den Zivilisten.‘ ‚Ah, wie auch immer Doña A., dieser Guerillero schadet niemandem mehr. Er ist tot, und wir fangen gerade erst an Guerilleros zu töten.‘ Ich sagte: ‚Ja, Guerilleros wie diesen tötet ihr täglich.‘ (A.U., 18.03.2008, San José de Apartadó)

Weil sich ‚der Tod‘ nicht leicht fassen ließ, erschoss das Militär, nach Aussage A.U.s, seinen Bruder. Dies ist bspw. eine Episode, die ich nicht anhand von Sekundärquellen überprüfen konnte, und von der ich deshalb nicht sagen kann, ob sie tatsächlich geschehen ist. Sie erscheint mir trotzdem wert, wiedergegeben zu werden und auch deshalb glaubwürdig, weil A.U. darin die diversen und komplexen Beziehungen der Bewohner_innen zu den bewaffneten Akteuren, insbesondere der Guerilla, nicht beschönigt oder negiert. In einer Region, die seit mehr als 20 Jahren von der FARC kontrolliert wurde, existierten verwandtschaftliche, freundschaftliche, ökonomische und amouröse Beziehungen zwischen einigen Bewohner_innen und Guerilla-Kämpfer_innen. Diese Beziehungen einzelner wurden im Moment der Eroberung durch das Militär und die Paramilitärs Mitte der 1990er Jahre der gesamten Bevölkerung zum Verhängnis. Einerseits nutzte das Militär diese strategisch, um gezielt Personen zu verfolgen, wie im Falle des Mädchens, andererseits nahm das Militär diese Beziehungen zum Vorwand, um die Unterschiede zwischen Zivilbevölkerung und Guerilla-Kämpfer_innen zu leugnen, wie im Falle Orlandos. Neben Details, wie dem erneuten Einsatz ihrer Kinder als Boten, ist der von A.U. wiedergegebene Dialog zwischen ihr und den Soldat_innen aufschlussreich, da er einem Muster folgt und eine Logik der Soldat_innen im Umgang mit der Bevölkerung offenbart, welche die Bewohner_innen San José de Apartadó insbesondere auch nach der Gründung der Friedensgemeinde immer wieder erleben (Siehe hierzu insbesondere Kapitel 4.1). Laut ihrer Darstellung versuchte der Soldat sie zunächst freundlich-paternalistisch von seiner Version der Ermordung Orlandos zu überzeugen. Als sie ihm widersprach, und darauf hinwies, dass es Aufgabe der Soldat_innen sei, die Guerilla zu verfolgen und nicht deren zivile Angehörige, fing der Soldat an, sie offen zu beleidigen und zu bedrohen, wobei die Bedrohung sich nicht nur gegen sie, sondern auch gleich gegen ihren Sohn richtete, und damit dieselbe Logik einer Sippenverantwortung reproduzierte, die der Ermordung Orlandos zugrunde lag.

Jedenfalls nahmen die Gefechte, Bedrohungen und Verfolgungen in den Weilern San José de Apartadó bis ins Jahr 1996 solche Ausmaße an, dass die Bewohner_innen

zu jedem Zeitpunkt mit einem Übergriff rechneten und in jedem Moment darauf vorbereitet waren, Ziel von Angriffen zu werden, wie mir bspw. die Bäuerin M.B. erzählte:

Die Leute legten sich mit ihren Sachen schlafen. Man konnte sich keinen Schlafanzug mehr anziehen. Die Männer legten sich in ihren Hosen hin, damit sie fertig waren, wenn sie fliehen mussten. Und die Gummistiefel, die standen immer am Fuß des Bettes, um schnell fliehen zu können, wenn man noch Zeit hatte zu fliehen. Und wenn man keine Zeit zum Fliehen hatte, dann kamen sie das erste Mal, um den Mann zu holen. Beim zweiten Mal kamen sie, um der Frau eine Botschaft zu hinterlassen: Verkaufe, geh oder stirb. Das war immer die Botschaft der Paramilitärs. Zuerst kamen Soldaten, die ankündigten, dass hinter ihnen die Paramilitärs kämen. Und danach kamen die Paramilitärs, die den Leuten sagten, dass sie Land kaufen würden. Sie gaben ihnen drei Optionen: das Land zu verkaufen, vertrieben oder ermordet zu werden. Das war ein einziger Terror und Schmerz, aber so war das in den Jahren 96, 97, 98. (M.B., 18.09.2013, San José de Apartadó)

Zu dieser Zeit war es nicht mehr allein das Militär, das in die Zone versuchte einzudringen, sondern auch die paramilitärische Gruppe ACCU, die begann, die Bewohner_innen der Weiler zu vertreiben. Dabei berichtete M.B. nicht nur von den Absprachen zwischen Soldat_innen und den paramilitärischen Kämpfer_innen, sondern wies auch auf die ökonomischen Aspekte der Vertreibung hin. Offenbar sollten die ländlichen Weiler in der Serranía de Abibe nicht nur von den dort lebenden Bewohner_innen geräumt werden. Diese wurden auch gezwungen, ihr Land an die Paramilitärs zu veräußern, womit ihre Rückkehr unterbunden und die Form der landwirtschaftlichen Nutzung der Zone durch die Paramilitärs und deren Verbündete nachhaltig verändert werden konnte. Im Zuge des bewaffneten Konfliktes wurden zwischen den Jahren 1980 und 2010 nicht nur über sieben Millionen Menschen vertrieben, was in vielerlei Hinsicht eine humanitäre Katastrophe ist, sondern die Vertriebenen verließen bzw. hinterließen dabei schätzungsweise 6,6 Millionen Hektar Land, welches sich häufig von Agrarunternehmer_innen und Viehhalter_innen illegal angeeignet wurde (siehe hierzu bspw. Deacon und Görgens 2019, 10). Diese regressive und illegale Landumverteilung steigerte nicht nur die Landkonzentration, sondern verwandelte landwirtschaftliche Flächen der kleinbäuerlichen Produktionsweise in Plantagen der Agrarindustrie und zerstörte somit sowohl die ökonomische als auch die sozio-kulturelle Grundlage kleinbäuerlicher Gemeinden. Die Vertreibung in den Konfliktregionen Kolumbiens ist nicht nur eine humanitäre Katastrophe für die betroffenen Personen, sondern auch eine aggressive Form der ‚ökonomischen Strukturanpassung‘ und eine existenzielle Bedrohung der sozio-kulturellen Lebensweise kleinbäuerlicher, indigener und afrokolumbianischer Gemeinden. Es mag paradox erscheinen, darauf zu bestehen, Land zu verkaufen, ohne dass für dieses legale Eigentumstitel existieren. In der Tat ist es so, dass selbst ohne offizielle Eigentumstitel für die meisten Ländereien Kaufverträge vorhanden sind, sogenannte ‚compraventas‘. Diese sind eigentlich die Voraussetzung für eine formale

Titulierung des Landes, obwohl die Grundbücher Kolumbiens beweisen, dass man auch ohne Kaufvertrag als Eigentümer_in dort eingetragen sein kann.⁷⁸

Diese auf den letzten Seiten beschriebenen Entwicklungen führten im Jahr 1996 zu Ereignissen in der Zone, die wiederum den Grundstein für eine organisatorische Neuorientierung der Bewohner_innen legen sollten. Dabei unterschieden sich die Ereignisse in den Weilern durchaus von denen im Dorfkern San José de Apartadó. Mitte des Jahres 1996 floh ein großer Teil der Bewohner_innen des Dorfkerns in die Stadt Apartadó, wo sie sich Vertriebenen aus anderen Zonen Urabás anschlossen, mit denen sie gemeinsam die Sporthalle besetzten. Obwohl die Bewohner_innen der Friedensgemeinde heute sagen, dass diese Leute vertrieben worden seien, nennen sie keinen konkreten Anlass für die Vertreibung und bezeichnen das Ereignis selbst als ‚éxodo campesino‘ – bäuerlicher Exodus. Nicht, dass das etwa die Situation der Verfolgung und die Intensivierung der Gewalt herunterspielen soll, aber auch Autor_innen wie bspw. García und Aramburo Siegert meinen, dass es sich bei dieser Vertreibung eher um eine Mobilisierung der Bewohner_innen durch die *Juntas de Acción Comunal* gehandelt habe, um die Behörden in Apartadó auf die dramatischen Entwicklungen in den ländlichen Zonen Urabás, wie bspw. in San José de Apartadó, aufmerksam zu machen und von ihnen Sicherheitsgarantien für die zivile Bevölkerung einzufordern (Vgl. 2011, 438). Die Sporthalle wurde für einen Monat (18. Juni bis 5. Juli 1996) von circa 800 Bäuer_innen besetzt, die unter der Leitung von lokalen Führer_innen wie Bartolomé Cataño mit den regionalen Behörden unter Vermittlung von Nicht-Regierungsorganisationen, die in der Folge zu wichtigen Verbündeten der Bewohner_innen werden sollten, nicht nur die Bedingungen für ihre sichere Rückkehr aushandelten, sondern auch eine ‚Interinstitutionelle Kommission‘ einforderten, die die Verbrechen der staatlichen Sicherheitskräfte untersuchen sollte. Diese Kommission, unter anderem bestehend aus Vertreter_innen des Innenministeriums, der Department-Regierung Antioquias, der Ombudsstelle für Menschenrechte und mehrerer Nicht-Regierungsorganisationen, besuchte Anfang September 1996 mehrere Weiler der Region und dokumentierte 91 Verbrechen, die dann nie zu Ermittlungen führten, geschweige denn zu einer einzigen Anklage gebracht wurden (Vgl. CINEP 1995; Giraldo Moreno 2010, 22–27).

Die Besetzung der Sporthalle in Apartadó und die mit den Behörden vereinbarten Sicherheitsgarantien, die der General der 17. Brigade Rito Alejo del Río den Besetzer_in-

78 In der Theorie gehen angehende Eigentümer_innen eines Stück Landes mit diesem Kaufvertrag zum Katasteramt, lassen das Land auf ihren Namen ins Grundbuch eintragen und wenn sie danach noch die Grundsteuer für das Stück Land bezahlen, sind sie auch formal Eigentümer_innen des Landes. In der Praxis scheitert dieser bürokratische Vorgang an unterschiedlichen Hürden: Weder wussten bspw. viele Bäuer_innen in der Vergangenheit von diesem bürokratischen Prozedere noch hatte es irgendeine alltagsweltliche Relevanz. Gegenüber anderen Bäuer_innen wurde der Besitz des Landes durch die ‚compraventas‘ nachgewiesen. Hinzu kommt, dass der Kataster häufig unvollständig und ungenau ist. Von vielen ländlichen Zonen existiert im Kataster kein genaues Kartenmaterial oder Ländereien sind darin falsch verzeichnet, was den Eintrag von Land darin erschwert. Des Weiteren werden die ‚compraventas‘ häufig gefälscht oder Mitarbeiter_innen des Katasteramtes bestochen, so dass im Kataster bereits Eigentümer_innen für Ländereien eingetragen sind, die das Land überhaupt nicht erworben haben. Darüber hinaus zählt die Grundsteuer in Kolumbien zu den Steuern, die am konsequentesten hinterzogen werden, und zwar insbesondere von den Großgrundbesitzer_innen, bei denen sich diese Abgabe tatsächlich lohnen würde.

nen persönlich versprach (Vgl. Giraldo Moreno 2010, 30), führten nicht zu einer Reduktion der Verfolgung und Gewalt gegen die Bewohner_innen San José de Apartadó. In den zwei Monaten nach der Rückkehr der an dem Exodus beteiligten Bewohner_innen intensivierten sich die bewaffneten Auseinandersetzungen und Gefechte dermaßen, dass mehrere Weiler wie bspw. Mulatos und La Resbalosa komplett geräumt werden mussten und die dortigen Bewohner_innen in den Dorfkern von San José de Apartadó kamen. Ab Juli begannen paramilitärische Gruppen die Personen, die die Sporthalle in Apartadó besetzt hatten, und insbesondere die Führer_innen, die mit den regionalen Behörden verhandelt hatten, zu verfolgen, was mir M.B. wie folgt erklärte:

Beim bäuerlichen Exodus in Apartadó, als Leute aus den verschiedenen Teilen des Urabás die Sporthalle von Apartadó besetzten..., zuerst besetzten sie das Bürgermeisteramt, aber die Führer wussten die Sache nicht zu handhaben. Sie ließen sich darauf ein, anstelle des Bürgermeisteramtes die Sporthalle zu besetzen, und da ließ man sie fast 30 Tage hungern. Mitten in den Verhandlungen töteten Paramilitärs Arsenio Córdoba, den Kandidaten der Unión Patriótica und einer der Verhandler mit dem Staat. Na gut, aus Bogotá kamen andere Delegierte, um mit dem Staat über den bäuerlichen Exodus zu verhandeln. Als man sich geeinigt hatte, kamen plötzlich Autos der 17. Brigade. Deshalb sage ich immer, die Regierung gibt nichts für umsonst. Sie kamen mit drei LKWs voll mit Essen und Einkäufen. Und von jedem, dem sie einen Einkauf gaben, nahmen sie die Namen auf. Ich sagte zu Bartolo: ‚Bartolo‘, nimm nicht das Essen, gib bloß nicht deinen Namen Bartolo!‘ Er nahm es nicht an, aber die Mehrheit der Leute schon. Na gut, man sah Bartolo da eh jeden Tag, denn er war einer der Führer. Am Ende war noch etwas übrig. Da sagte mir ein Oberst: ‚Kommen sie gute Frau, ich gebe ihnen einen Einkauf!‘ Ich antwortete: ‚Nein, vielen Dank, bei mir zu Hause stirbt man nicht vor Hunger!‘ Da sagte er: ‚Was für eine zurückweisende Alte!‘ Ich sagte: ‚Ja zurückweisend. Glaubt ihr, ich bin dumm? Ihr gebt doch nichts für umsonst. Keine Ahnung, oder wozu nehmt ihr die ganzen Namen auf?‘ Und wirklich, der bäuerliche Exodus wurde aufgehoben und schau, im August töteten sie Bartolo und im September machten sie das Massaker in San José. Ich sagte noch, nehmt das nicht an, man stirbt hier nicht an Hunger. (M.B., 10.08.2015, San José de Apartadó)

Dieser von M.B. hergestellte Zusammenhang, den ich natürlich nicht überprüfen kann, wird von den Bewohner_innen der Region immer wieder hergestellt und auch noch einmal später in dieser Arbeit thematisiert werden (Siehe Kapitel 4.1). In den Augen vieler heutiger Gemeindemitglieder werden solche Formen der Sozialhilfe dazu benutzt, um die Namen von den Bewohner_innen einer bestimmten Zone zu identifizieren und auf dieser Grundlage Namenslisten zu erstellen, die wiederum für deren Verfolgung verwendet werden können. Die Verfolgung der Bewohner_innen San José de Apartadó erreichte mit den von M.B. angesprochenen Ereignissen einen Höhepunkt. In der zweiten Jahreshälfte 1996 ermordeten paramilitärische Gruppen mit der Unterstützung des Militärs innerhalb eines Monats die zu diesem Zeitpunkt wichtigsten Führer_innen des Dorfes. Zunächst wurde der schon mehrfach erwähnte Bartolomé Cataño in Apartadó ermordet:

Das bittere Schicksal und der kolumbianische Staat brachten ihn um. Er wurde am 16. August 1996 am Busbahnhof von Apartadó ermordet, angeblich von Paramilitärs. Die waren umgeben von den öffentlichen Streitkräften, dort ist immer viel Polizei und Militär. (J.E., 20.03.2008, San José de Apartadó)

Nicht einmal einen Monat später, am 7. September 1996 drangen paramilitärische Gruppen in das Dorf San José ein. Laut Hernández Delgado und Salazar Posada zog eine Militäreinheit, die für zwei Monate im Dorf stationiert gewesen war, um die Sicherheit der Bewohner_innen zu garantieren, just am Morgen dieses Tages ab (Vgl. 1999, 64). Die Paramilitärs töteten bei diesem Massaker den Vorsitzenden der *Junta de Acción Comunal* und zweiten gewählten Stadtrat San José's Gustavo Loiza; den Präsidenten der Kooperative *Balsamar* Samuel Arias sowie die beiden Führer_innen Juan González und María Usuga, die zu diesem Zeitpunkt schwanger war (Vgl. Giraldo Moreno 2010, 29–31). Diese Morde, zusammen mit den anhaltenden Gefechten in den verschiedenen Weilern, lösten eine Reihe von Vertreibungen aus. Viele, die die Möglichkeiten und Ressourcen hatte zu gehen, verließen die Region.

Kein halbes Jahr später, im Februar des Jahres 1997 drangen 40 Paramilitärs, die sich laut Hernández Delgado und Salazar Posada als ehemalige EPL-Guerilleros zu erkennen gaben (Vgl. 1999, 65), in das Dorf ein, ließen die Bewohner_innen auf dem zentralen Platz antreten, suchten zwei Bewohner_innen unter ihnen aus und nahmen sie mit. Was an diesem Tag geschah und welche Konsequenzen sich hieraus ergaben, erzählte mir ein Bauer, der dabei gewesen war:

Wir waren hier in San José, als die Paramilitärs eindrangten. Sie kamen um 6 Uhr morgens und gingen von Haus zu Haus, um die Leute zu rufen. Sie bräuchten uns versammelt auf dem Platz. Und wir versammelten uns, die Mehrheit der Leute kam zum Platz. Dort ließen sie uns in Reihen aufstellen. Die Frauen zu einer Seite und die Männer zur anderen. Und da begannen sie sie aufzurufen, Namen für Namen. Sie zogen zwei Bauern raus und nahmen sie mit. Sie fesselten sie und nahmen sie mit. Sie sagten, sie seien Paramilitärs und dass sie hier eine Liste mit mehreren Namen hätten. Aber für diesen Moment nehmen sie nur die beiden mit und kommen nochmal wieder. Das war eine sehr, sehr große Angst, zu sehen, wie sie zwei Bauern herauszogen, sie hinwarfen, fesselten, mitnahmen und umbrachten. Nein, sie brachten sie nicht vor uns um. Sie nahmen sie mit und töteten sie hier ein Stück weiter unten. Von diesem Moment an spürte man viel Angst. Nun fuhrten wir nicht mehr in die Stadt Apartadó, Jetzt fuhr nur noch mein Vater. Er fuhr, um die Einkäufe zu erledigen. Uns machte das jetzt zu viel Angst, denn es gab eine Straßensperre der Paramilitärs. Mein Vater sagte: ‚Die Sache ist zu gefährlich, und ihr seid Jugendliche.‘ Sie fragten bereits, warum wir nicht mehr nach Apartadó führen. Da sagte mein Vater: ‚Nein, es ist besser, wenn wir gehen.‘ Und so gingen wir nach Medellín. Dort blieben wir sieben Monate. Aber das Leben da ist hart. Arbeit zu bekommen ist sehr schwer. Wir waren immer noch Minderjährige. Der einzige, der Arbeit bekam, war mein Vater. Wir anderen nicht, weil wir minderjährig waren. Das war hart, denn insgesamt waren wir zu neun. Wir waren dort sieben Monate, dann kamen wir zurück nach San José. Da war die Friedensgemeinde schon gegründet. (E.U., 21.03.2008, San José de Apartadó)

Die beiden paramilitärischen Übergriffe auf den Dorfkern von San José de Apartadó stehen gewissermaßen exemplarisch für zwei verbreitete Inszenierungen der paramilitärischen Gewalt in den Konfliktregionen Kolumbiens. Diese beiden Modi schließen sich nicht aus, unterscheiden sich allerdings in Bezug auf die Umstände, die Auswahl der Opfer und die intendierten Konsequenzen. Um eine Zone unter ihre Kontrolle zu bekommen, töteten Paramilitärs nicht wahllos, sondern gezielt. Im ersten Modus, der Tötung Bartolomé Cataños und dem Massaker im September 1996, werden selektiv die sichtbarsten Führer_innen und Repräsentant_innen des Dorfes ermordet. Dabei geht es nicht nur darum, diese Personen an sich zu vernichten, sondern mit ihrer Vernichtung greifen die Paramilitärs die politische Organisation des Dorfes an. Dieser Angriff basiert auf den Annahmen, dass in einer Organisation, deren Führer_innen ermordet wurden, keine weiteren Führungspersonen vorhanden sind oder diese den Führungsposten auf Grund der damit verbundenen Lebensgefahr nicht übernehmen werden, und dass Organisationen ohne Führung nicht weiter funktionieren, keine weiteren Forderungen stellen und zerbrechen. Die Personen zu töten, die eine Organisation oder ein Dorf verkörpern, hat in vielen Fällen ausgereicht, um diese Organisation zu zerstören oder das Dorf zu vertreiben. Dass diese Logik Bestand hat, zeigt bspw. die hohe Anzahl der ermordeten Führer_innen von Landrückgabeprozessen nach der Unterzeichnung des Friedensvertrages aus dem Jahr 2016 (Vgl. Indepaz 2019).

Im zweiten Modus wird die Gewalt theatralisch inszeniert. Sie findet an einem öffentlichen Platz wie auf einer Art Bühne vor den versammelten Bewohner_innen eines Dorfes statt, die in einer Art partizipativen Aufführung zugleich Zuschauer_innen und Protagonist_innen eines Dramas sind. Bei dem paramilitärischen Überfall Anfang 1997 wurden aus den Anwesenden scheinbar wahllos zwei Personen ausgesucht und es wurde angedroht, in Zukunft noch weitere Personen mitzunehmen. Die beiden Opfer wurden nicht vor den Augen der Bewohner_innen ermordet, aber ihre toten Körper wurden an öffentlichen Plätzen liegen gelassen. Beides, sowohl die scheinbar wahllose Auswahl der Opfer und die Androhung weiterer Morde als auch die (un)sichtbare Ermordung beider Personen hat System. Die scheinbare Wahllosigkeit lässt das Kriterium offen, nachdem die Opfer ausgesucht werden. Sie etabliert keine Regel oder Norm, an die sich die Überlebenden halten könnten und die Orientierung für zukünftiges Verhalten erlauben sowie eine gewisse Form der Sicherheit bieten würde. Die gewisse, aber nicht sichtbare Ermordung lässt offen, wie die Personen getötet werden. Nur die öffentliche Ausstellung der getöteten und häufig maltratierten Körper nährt die Imagination und Vorstellung der Überlebenden von dem Tod der Opfer. Diese inszenierte Gewalt zielt auf die soziale Funktion gemeinschaftlichen Zusammenlebens. Die kriterienlose Wahl der Opfer führt zu einem Rückzug ins Private. Sie steigert die Unsicherheit und das Misstrauen gegenüber den Mitmenschen. Öffentliche Ereignisse, wie Versammlungen, Kirchenbesuche, Feste, werden reduziert, gemeinschaftliche Strukturen dadurch atomisiert. Dörfer, die von solch inszenierter Gewalt getroffen wurden, verlieren häufig ihre Funktion der sozialen Integration mit der Konsequenz, dass die sie bewohnenden Familien einzeln den Ort verlassen.

Nach dem zweiten Eindringen der Paramilitärs in den Dorfkern San José de Apartadó verließ die Mehrheit der Bewohner_innen das Dorf und die Zone. Einige kamen später zurück, wie die Familie von E.U., andere nicht. Nicht nur im Dorfkern von San

José nahm die Verfolgung Ende des Jahres 1996 unerträgliche Ausmaße an, sondern auch in den Weilern weiter oben in der Serranía de Abibe. Das Militär und die paramilitarischen Gruppen hatten bis zum Jahresende bis auf vier Weiler alle von den Bewohner_innen geräumt. Wenn die von dort Vertriebenen nicht sofort die Zone verließen, ließen sie sich in den verlassenen Häusern San José de Apartadós nieder. Der Bauer G.T. und die Bäuerin A.U. wohnten in zwei der vier Weiler, die als letztes vertrieben wurden. Anfang des Jahres 1997 musste G.T. mit seiner Familie den Weiler La Unión verlassen, wovon er mir wie folgt berichtete:

Also im Jahr 1997 wurden wir alle vertrieben. Das war eine unglaubliche Sache, eine Sache, von der ich nicht will, dass sie sich jemals wiederholt. Die Vertreibung, das ist das schwierigste, was einem im Leben passieren kann, glaube ich. Man verlässt sein Land ohne Orientierung. Man verlässt es und weiß nicht, wo man hingeht und wo man ankommt. Man hat nichts, um weg zu gehen, absolut nichts. Acht Tage vorher waren die Paramilitärs da, sie gaben diese Frist. Wir hatten acht Tage, um das Land zu verlassen. Meine Mama rief mich und sagte: ‚Was machen wir mein Sohn?‘ Ich sagte ihr: ‚Wenn ich hier weggehen muss, werde ich der letzte sein, der geht, aber ich will nicht gehen. Hier haben wir das Land, hier haben wir unsere Felder, hier haben wir das Haus. Wo werden wir hingehen? Wo werden wir hingehen?‘ Und es kam dieser Tag, die Gefechte, die paramilitärische Operation, die Auseinandersetzung. Die Leute, in dem Moment, als sie die ersten Schüsse hörten, gingen sie, sie gingen. Die meisten Weiler waren schon geräumt. Es blieben nur noch La Unión, Bella Vista, Arenas und Buenos Aires, die vier Weiler. Und in dem Moment, als die ersten Schüsse zu hören waren, gingen die Leute. Ich ging als letztes, mit einem zehn Tage alten Mädchen in den Händen, zehn Tage zuvor geboren. Ich ging durch den Weiler La Unión und er war menschenleer. Ich hatte den Weiler noch nie leer gesehen. Da war niemand, nicht eine Person. Wir kamen in San José an um fünf Uhr abends. Da waren all die Leute, am Wegrand sitzend, mit den Bündeln, mit den Hühnern, mit den Schweinen, mit den Mauleseln. Die Leute aus San José waren bereits weg, die meisten sind im Vorjahr gegangen. Wir kamen und besiedelten San José wieder. Die Häuser, die leer standen, wir kamen, öffneten die Türen und zogen ein. Das war eigentlich der Moment, in dem die Organisation dessen begann, was zur Friedensgemeinde wurde. Neue Führer bestimmen, denn die meisten hatten sie getötet und die anderen wurden bedroht und mussten gehen. Es gab keine Führer mehr, wir mussten neue Führer suchen, mit dem Risiko, dass ihnen dasselbe passieren würde, was den anderen passiert ist. (G.T. 11.08.2013, San José de Apartadó)

Die Bäuerin A.U., die nach der Ermordung ihres Ehemanns Alberto Yepes weiter allein in dem Haus in dem Weiler Arenas lebte, wurde als eine der letzten im März 1997 vertrieben, als die Friedensgemeinde bereits gegründet war. Sie schilderte ihre Vertreibung aus dem Weiler Arenas und wie diese zustande kam, folgendermaßen:

Ich war dann also allein in dem Haus, noch zwei weitere Jahre, nachdem sie Alberto getötet hatten. Ich blieb in der Finca. Alle sagten mir: ‚A. geh, was machst du allein hier?‘ Aber ich arbeitete weiter. Er sagte mir, dass, wenn er eines Tages nicht mehr da sein sollte, ich weiterarbeiten solle. Sein Wunsch war es, dass die Kinder in Apartadó zur Schule gingen. Eines Tages machte ich Einkäufe in Apartadó und als ich wieder

zur Finca hochgehen wollte, kam mir mein Junge entgegen. Der Junge kam mir mit dem Maulesel entgegen und sagte zu mir: ‚Mami, kehre um nach Apartadó.‘ Ich fragte: ‚Warum mein Sohn?,‘ ‚Weil dort, oberhalb der Finca vom L., Leute sind, die alle Zivilisten umbringen, die dort vorbeikommen. Sie haben gesagt, dass man nur vor vier Uhr vorbeigehen darf und jetzt ist es nach vier Uhr.‘ Ich sagte ihm: ‚Nein, wir gehen hoch!‘ Warum sollten sie mich töten. Ich habe niemanden etwas getan und ich ging. Sie hatten bereits einen Jungen getötet. Seine Maulesel waren dort noch angebunden. Sie hielten mich an und fragten mich, was ich dabei hatte. Ich sagte: ‚Ich habe Essen für mich und meine Arbeiter dabei.‘ Ich hatte sieben Arbeiter plus die sieben Kinder, wir waren eine ganze Menge. Sie holten den Einkauf von den Mauleseln und verteilten ihn auf dem ganzen Weg. Dann sagten sie mir, ich solle verschwinden und allen Familien sagen, wir sollten das Weite suchen, dass sie den Weiler menschenleer brauchten. Also gingen wir schnell weg, aber weiter oben trafen wir eine Truppe der Guerilla. Die sagte uns, dass wir nicht verschwinden sollten, dass wir bleiben sollten, dass niemand den Weiler verlassen solle. Sie würden sich ihnen in dieser Woche stellen und angreifen. Die vorher sagten mir, wenn sie in dem Weiler Leute treffen, dann bringen sie jeden um, ohne Unterschiede zu machen, aber die Leute, die gehen, lassen sie laufen. Deshalb sagte die Guerilla, wir sollten nicht gehen, sondern dableiben, damit sie kommen. Dann kamen sie und es begann eine Schießerei, die die ganze Woche dauerte. (A.U., 18.03.2008, San José de Apartadó)

In ihren Ausführungen gibt A.U. eine Erklärung für die Gefechte, zu denen es bei den Vertreibungen kam, die auch schon der Bauer G.T. andeutete. Scheinbar nutzte die Guerilla die paramilitärischen Vertreibungen, um Hinterhalte zu legen. Hierin zeigt sich wohl am deutlichsten die veränderte Rolle der Guerilla in der Region. Weit davon entfernt, quasi-staatliche Funktionen zu erfüllen oder gar für den Schutz der Bevölkerung zu sorgen, verfolgte die Guerilla eine perfide Taktik. In die Defensive gedrängt, brauchte sie bevölkerte Weiler und benutzte die Bevölkerung, um während deren Vertreibung die paramilitärischen Gruppen anzugreifen. Dass die Bevölkerung dadurch in einigen Fällen nicht vertrieben wurde, schien eher ein wenig nachhaltiger Nebeneffekt zu sein, wie A.U.s folgende Schilderungen verrieten:

Na gut, nach ein paar Wochen kamen Soldaten. Sie fragten mich, warum ich nicht gehe und ich sagte ihnen: ‚Ich weiß nicht, wohin ich gehen soll.‘ ‚Ah, verkauf die Finca und geh.‘ Ich antwortete: ‚Ich weiß nicht, an wen ich sie verkaufen soll, es ist nicht so leicht sie zu verkaufen.‘ Ich blieb. An diesem Tag machten sie nichts weiter. Aber vier Tage später kamen sie zum Haus und verprügelten mich, dass ich dachte, sie würden mich umbringen. Vor den Kindern, die Kinder weinten und da sagten sie zu ihnen: ‚Hört auf zu weinen, Hurenkinder, euch werden wir auch die Köpfe einschlagen.‘ Am Ende schlugen sie mich, wie sie wollten und gingen. Sie sagten, dass sie mich verprügelten, weil ich ihnen nicht sagen würde, wo ein Guerillero namens Ruben sei. Ich müsse ihnen sagen, wo Ruben sei. Ich sagte: ‚Ich bin nicht hinter Ruben hinterher, hinter Ruben seid ihr her, nicht ich. Das ist nicht meine Aufgabe, ich bin Bäuerin und ich sehe ihn hier nur vorbeikommen.‘ ‚Ah, aber sie kamen hier vorbei?‘ Ich sagte: ‚Señor, vor zwei Stunden kamen sie hier vorbei, und ich glaube, ich lüge sie nicht an, denn vor zwei Stunden habe ich ein Gefecht gesehen, wenn das nicht sogar mit euch war.‘ ‚Genau deshalb sind

wir hier, weil der Hurensohn in diese Richtung geflohen ist. Und ein Guerillero, der sich beim Gefecht ergeben hat, hat uns gesagt, dass er hier ist, und dass sie ein Essen vorbereitet haben, um das Gemetzel zu feiern, das sie an uns begehen wollten.' Ich sagte ihm: 'Na gut Señor, gehen sie, treten sie in die Küche und schauen sie nach, was ich für ein Essen vorbereitet habe.' An dem Tag hatte ich noch nicht mal das Feuer angemacht, weil das alles früh am Morgen passierte, also war das Feuer noch aus. 'Gehen sie in Küche und schauen sie, welches Essen ich gemachte habe, ich habe den Kindern noch nicht mal Frühstück gemacht', damit er sich überzeugte. Ich bin nicht hinter diesem Herrn her, manchmal läuft er hier vorbei, manchmal kauft er auch ein bisschen Milch oder Eier. Und das leugnete ich auch nie. Die Guerilla sagte mir, 'verleugne uns nie', denn wenn man sie verleugnet, wird das Militär umso wütender, umso mehr schlagen sie und behandeln uns schlecht. Also sagte ich ihm: 'Manchmal laufen sie hier vorbei, manchmal kaufen sie mir Milch oder Eier ab und ziehen weiter. Ich frage sie nicht, wohin sie gehen. Ihr seid die, die sie verfolgen solltet.', 'Ah, aber wo gingen sie hin?' Ich sagte: 'Hier kamen sie vorbei.', 'Und wie viele waren es?' Ich antwortete: 'Ich habe sie nicht gezählt, vielleicht 50, aber ich habe sie nicht gezählt. Ich habe keine Zeit, alles zu zählen was hier vorbeikommt.' Und in demselben Moment gingen sie: '50! Lass uns hier verschwinden, denn wenn sie kommen und das Feuer eröffnen...', die interessiert doch nicht, dass hier eine Familie ist. Um uns zu töten, würden sie auch diese Familie umbringen.' Ich sagte ihnen: 'Glaub ich nicht, denn sie treiben nie Unschuldige zusammen wie ihr.' Dann gingen sie.

Ich blieb und die Leute sagten mir: 'A. geh, jetzt haben sie dich schon verprügelt, sie werden dich noch umbringen so wie sie deinen Mann umgebracht haben.' Ich antwortete: 'Ah, wenn er sein Schicksal annehmen konnte, um für seine Kinder zu kämpfen, kann ich das auch.' Also blieb ich. Danach kamen wieder Paramilitärs, an dem Tag wehrte ich mich nicht. Sie sagten mir: 'Du gehst!'. Sie hatten schon einen Jungen erschlagen. Und sie sagten mir: 'Du gehst! Wir haben den ersten getötet, weil ihr nicht auf uns hört und nicht gehen wollt. Wir lassen dich nur laufen, wenn du uns versprichst noch heute Abend allen deinen Nachbarn Bescheid zu sagen, dass sie bis morgen Zeit haben, den Weiler zu verlassen. Wenn sie ihn nicht verlassen, wissen sie ja schon, was passiert.' Also gut, da ging ich und in derselben Nacht, ging ich von Haus zu Haus. Da waren Häuser, die eine Stunde, eine halbe Stunde entfernt lagen, aber ich hatte ja den Maulesel und mit dem Kind ritt ich alle Häuser ab in dieser Nacht und sagte den Leuten Bescheid. Am Morgen versammelten wir uns alle an einem Ort und gingen gemeinsam nach San José. Da war schon die Friedensgemeinde da. (A.U., 18.03.2008, San José de Apartadó)

Trotz wechselnder Bedrohungen von Soldat_innen und Paramilitärs versuchte die Bäuerin A.U. so lange wie möglich auf ihrem Land zu bleiben. Diese geschilderten Begegnungen zwischen dem Militär und A.U. beinhalten bereits ein Reihe von sich wiederholenden Praktiken, die ich im vierten Kapitel ausführlicher thematisieren werde: Während sich A.U. gegen die Bedrohung der Soldat_innen mit bereits bewährten Überlebensstrategien wehrte, wie bspw. das Lügen über die Anzahl vorbeikommender Guerilleros oder das Spiegeln sowohl der Aufgaben als auch des Fehlverhaltens des Militärs, schlugen, beleidigten und erniedrigten die Soldat_innen A.U. vor den Augen

ihrer Kinder, die ebenfalls bedroht wurden. Auch A.U.s Aussagen über die gegenseitigen Wahrnehmungen des Militär und der Guerilla sind aufschlussreich: Während die Guerilla der Bevölkerung empfohlen habe, ihre Präsenz nicht zu verleugnen, weil sie davon ausgehe, dass dies die Repression durch die Soldat_innen vermindere, hätten die Soldat_innen – während sie gerade eine zivile Bewohnerin bedrohten – den Guerilleros unterstellt, sie würden während ihrer Angriffe auf das Militär keine Rücksicht auf die zivilen Bewohner_innen nehmen. Während A.U. sich gegen die Drohungen der Soldat_innen noch wehren konnte, gab es hinsichtlich der Bedrohungen der Paramilitärs keine Alternative mehr zur Flucht.

Am Anfang des Jahres 1997 hatten paramilitärischen Gruppen die Kontrolle des unteren Teils von San José de Apartadó übernommen und die Guerilla weit in den oberen Teil der Serranía de Abibe zurückgedrängt. Sie installierten eine Straßensperre zwischen Apartadó und San José, die in unmittelbarer Nähe einer Militärbasis lag. Diese existierte mehrere Monate und an ihr wurde der Transport von Lebensmitteln, Medikamenten und den zur Kommerzialisierung vorgesehenen landwirtschaftlichen Produkten der Bäuer_innen restringiert. Anfang des Jahres 1997 waren die ländlichen Weiler San José's geräumt, viele Menschen flohen nach Apartadó oder zogen in andere Regionen. Wer blieb, sah sich gezwungen, unter den veränderten Verhältnissen der paramilitärischen Ordnung und in der anhaltenden Gewalt, neue Möglichkeiten des Über- und Zusammenlebens zu suchen.

2.4. Theoretische Synopse: ‚State Formation‘ im Urabá

In diesem Kapitel habe ich die Geschichte der Region Urabá und des Dorfes San José de Apartadó bis zum Zeitpunkt der Gründung der Friedensgemeinde vorgestellt. Dabei ist mein Ziel einerseits gewesen, eine Geschichte zu schreiben, die die Relevanz regionaler Perspektiven für das Verständnis des bewaffneten Konfliktes und der politischen Gewalt in Kolumbien unterstreicht. Dazu habe ich den Fokus meiner Aufmerksamkeit nicht nur auf die Region gelenkt, sondern den Versuch unternommen, die historischen Ereignisse aus der regionalen Perspektive heraus zu (re-)konstruieren. Diese Perspektive legt eine Reihe von regionalen Dynamiken und Prozessen offen, die in dem dominanten Narrativ über den kolumbianischen Konflikt als nationales Phänomen unbeachtet bleiben, die allerdings zentral sind, um die Persistenz der politischen Gewalt in der Region Urabá zu verstehen. Andererseits ist es mein Ziel gewesen, die historischen Bedingungen und Vorläufer aufzuzeigen, die den regionalen staatlichen Strukturen und der Friedensgemeinde vorausgegangen sind, um ihre Exotisierung zu vermeiden. Die staatlichen Institutionen und die Friedensgemeinde sind weder aus der Geschichte noch aus ihrem sozio-kulturellen Kontext ‚gefallen‘, sondern in ihnen setzen sich historische Kontinuitäten fort, die die Vergangenheit der Region Urabá charakterisieren. Mit diesem historischen Kapitel habe ich mich darüber hinaus der Frage angenähert, wie staatliche Institutionen in einer Konfliktregion wie dem Urabá präsent werden und agieren, auf die ich im Folgenden eine Antwort geben werde.

Die aus einer regionalen Perspektive rekonstruierte Regionalgeschichte des Urabás (Kapitel 2.2) ist gekennzeichnet von verschiedenen Zu- und Abwanderungsbewe-